



Allgemeine
Missions - Zeitschrift.

Monatshefte
für
geschichtliche und theoretische Missionskunde.

In Verbindung mit
D. F. M. Bahr, und **D. R. Grundemann,**
Missions-Inspektor in Bremen Pastor in Mörz bei Belzig
herausgegeben
von

D. Gustav Warneck,
Halle a. S., Gütchenstraße 20.

Es wird gepredigt werden das Evan-
gelium vom Reich in der ganzen Welt
zu einem Zeugnis über alle Völker und
dann wird das Ende kommen.

Matth. 24, 14.

Vierundzwanzigster Band.

Berlin 1897.
Verlag von Martin Warneck.
(Inhaber von Hugo Rother's Buchhandlung.)

65422

v. 24

1897

Dr. Mackays Arbeit auf Formosa.¹⁾

Von P. Strümpfel in Herrngosserstedt.

1. Wer ist Dr. Mackay?

„Man spricht heutzutage geringschätzig vom strengen, alten Calvinismus. Aber welcher Glaube hat so das ganze Leben mit dem eisernen Besen der Wahrheit gefegt und den Menschen so umwandelbar dem Gewissen gehorsam und furchtlos außer vor Gott gemacht? Das Eisen des Calvinismus fehlt heutzutage im Blute der Kirche.“ Mit diesen Worten charakterisiert Mackay selbst sein Elternhaus. Sein Vater, ein echter Hochlandsschotte, Sohn eines Waterloo kämpfers, war gleich vielen andern Pachtbauern aus Sutherlandshire 1830 nach Kanada ausgewandert. Jagd- und Weidefläche dehnt sich jetzt, wo früher ihre Hütten standen; drüben im Urwald schufen sie sich unter harter Arbeit ein neues Heim. Dort pflegten sie ihr Hochlandschristentum ohne viel Worte, aber mit desto tieferem Ernste. Sie lasen die Bibel, hielten strenge Sonntagsheiligung und achteten das Predigtamt. Aus der Gemeinde, die sich in der alten Blockkirche sammelte, sind 38 Presbyterianerprediger hervorgegangen, unter ihnen ist George Leslie Mackay nicht der Geringste. Am 21. März 1844 wurde er als jüngstes von 6 Geschwistern geboren. Es war das Jahr, in welchem auch in Kanada die disruption eintrat und seine Heimatgemeinde Zorra (Grassh. Oxford, Ontario) sich der Freikirche anschloß. Der Missionsgeist dieser Kirche ergriff frühzeitig den Knaben, welcher auf dem Schoße der Mutter, wenn sie Weihnachtslieder mit ihm sang, den Heiland lieb gewann. Seit vollends William Burns auf seiner Predigtreise durch Kanada auch in Zorra ein neues Feuer entzündet und etwas von seinem Geiste das Knabenherz angerührt, wurde ihm der Missionsberuf zur Passion und zum Ziel seines Lebens. Als 23 jähriger trat er 1867 in das theologische Seminar zu Princeton. Kaum hatte er dasselbe absolviert, als er im Sommer 1870 sich seiner Kirche zum Heidenmissionar anbot. Man mußte nicht recht, was man mit ihm anfangen sollte. Die kanadischen Presbyterianer hatten bis dahin noch keine eigene Heidenmission; die fortgehende Kolonisation im Lande selbst nahm alle Kräfte in Anspruch, dazu fehlte allerdings auch in weiteren Kreisen der rechte Missionsfönn. Bei

¹⁾ Nach Mackay, From Far Formosa. The island, its people and missions. 1896. Vergl. Grundemann, die Mission auf Formosa, Allg. Miss.-Z. 1890, S. 193 ff.

einigen hieß unser MacKay der „hitzige Jüngling“; es war nach seinem Ausdruck die „Eiszeit“ noch nicht überall zu Ende. Während im Missionskomitee sein Vorschlag noch erwogen wurde, führte ein unwiderstehlicher Zug den Kandidaten übers Meer nach Schottland. Der Mann, dem die Reise galt, war Dr. Alexander Duff, der nach seiner Rückkehr aus Indien in Schottland Missionsvorlesungen hielt. Im persönlichen Umgange mit ihm und in seinen Vorlesungen erlebte MacKay eine köstliche Zeit innerer Bereicherung, unter seiner Leitung studierte er indische Sprache und Litteratur. Daneben zog ihn das kirchliche Leben Schottlands mächtig an, mit anderen Studenten trieb er Stadtmission in den Arbeitervierteln von Edinburgh. Inzwischen wurde es Frühjahr; MacKay war eben auf einer Reise ins Hochland zur Heimat seiner Väter, als endlich die ersehnte Nachricht kam, daß das Missionskomitee beschlossen habe der Generalversammlung die Annahme seines Antrags zu empfehlen. Schon am dritten Tage ging er an Bord nach Kanada. Im Juni 1871 trat die General-Assembly in Quebec zusammen. Durch ihren Beschluß wurde MacKay zum ersten Missionar der kanadischen Presbyterianerkirche berufen und nach Verabredung mit dem Missionskomitee der englischen Presbyterianer ihm China als Arbeitsfeld zugewiesen. Im Herbst d. J. zog er hinaus. Seiner Weisung gemäß besuchte er zunächst die gesegneten Arbeitsgebiete der engl. Presbb. in und um Swatau und Amoy. Es ist aber bezeichnend für MacKay, daß er sich dort nicht halten ließ; er suchte unberührtes Land. Unsichtbare Fäden zogen ihn nach Formosa. Zwar war auch hier im Süden seit 1865 durch Dr. Maxwell und nachfolgende englische Presbyterianer die Bahn gebrochen worden, aber der Norden mit seiner zahlreichen Bevölkerung war noch ganz unbeseht. Hier war Feld für einen Pionier. Nachdem MacKay einen Monat lang bei Rev. Ritchie in Südformosa sich mit den Elementen der Sprache und mit der Missionsmethode vertraut gemacht hatte, fuhr er, von Ritchie und Dr. Dickson begleitet, Anfang März 1872 nach dem Norden. Als der Dampfer in der Mündung des Tamsuiflusses vor Anker ging, da genügte ein Blick über die herrliche Ebene und nach den bewaldeten Berggipfeln landeinwärts. „Mich überkam eine ruhige, klare, prophetische Gewißheit, daß hier mein Heim sein würde und eine innere Stimme sagte mir: das ist das Land.“ Selten hat ein Mann sein Arbeitsfeld mit solcher Gewißheit über seinen Weg und solcher Zuversicht des Erfolges betreten. Die untersehte Gestalt mit dem langen schwarzen Bart und dem durchdringenden Blick läßt schon ahnen, daß wir einen Mann von außergewöhnlicher Kraft des Leibes und

des Geistes vor uns haben. In der That ist Macfay kein Durchschnittsmensch, er gehört in die Reihe der großen Missionsmänner neuerer Zeit. Zielbewußte Energie und unbeugsame Beharrlichkeit kennzeichnen sein Wirken. Er ist sich klar darüber, daß seine Weise von der üblichen Methode anderer Missionsfelder abweicht, aber er ist auch überzeugt, daß sie den Verhältnissen angepaßt und den Wünschen des Herrn entsprechend ist. Den Chinesen ist er ein Chinese geworden und nirgends als in Formosa will er leben und sterben. Auch seine Gattin hat er dort gefunden; es ist eine Chinesin, mit welcher er in glücklicher Ehe lebt.

2. Wie sieht's in Nordformosa aus?

Formosa, die Schöne, so nannten die Portugiesen ihre Niederlassung 1590; der alte malaiische Name ist Pekan; die Chinesen sagen Taiwan = erhöhter Unterplatz (daher der Name der Hauptstadt Taimanfu). Bergketten, welche sich bis zu 15000 F. erheben, durchziehen die Insel von Nord nach Süd. Als Rest der alten Festlandsküste — kaum 30 engl. M. ostwärts sinkt die Meerestiefe sofort zu 1000 — 3000 Faden — war auch die Insel einst unter den Meerespiegel gesunken, bis vulkanische Gewalten sie wieder erhoben. In Höhe von 2000 F. findet man darum heute noch Korallengestein. Die Ebene von Bangkh war früher ein See, bis der Tamsuifluß sich Bahn brach. Hier und auf der ganzen durch Anspülung fortgehend vermehrten Westküste ist herrlicher Kulturboden, während das gebirgige Innere und ein großer Teil der klippenreichen Ostküste von unerforschem Urwald bedeckt ist.¹⁾

Heute noch ist die Insel vielfach ein Tummelplatz elementarer Mächte. Furchtbare Flutwellen wälzen sich zuweilen über die Niederung und häufig läßt ein Erdbeben den Boden steigen und sinken. Wo 1872 noch die Ruderboote gingen, sind jetzt große Zuckerplantagen; dagegen sind die Stätten von Dörfern, in denen Macfay vor 23 Jahren noch predigte, von den Wassern des Tamsui jetzt bedeckt. Heiße Schwefelquellen ergießen sich im Norden oft weit über die Nachbarschaft; ihre donnernden Geiser sind weithin hörbar; der höchste am Vulkanspit (5650 F.) wird von Seefahrern oft für einen thätigen Vulkan gehalten. Das Furchtbarste sind die Taifune. Formosa liegt gerade in der Linie derselben von den Philippinen nach Japan hin. Macfay erlebte den ersten 1874. Auf der Reise von Kelung nach Bangkah wollte er eben auf einer schmalen

¹⁾ Gebirge und Urwald trennen Nord- und Südformosa völlig von einander, aber auch zur See haben sie keine direkte Verbindung.

Holzbrücke einen tiefen Fluß überschreiten, als er plötzlich mit samt dem Gehälf hinabgeschleudert wurde. Wie er das schlüpfrige Ufer erreichte und durch die sturmingepeitschten Bambushecken sich durchschlug, bis er um Mitternacht in Sicherheit war, vermag er nicht zu beschreiben. In derselben Nacht wurde ein Handelsdampfer auf der Rhede von Kelung zertrümmert, ein weißes Marmorkreuz auf dem Uferfelsen erinnert noch daran.

Für alle diese Schrecken entschädigt die Tropenwelt auch dort durch ihren entzückenden Reichtum an Vegetation. Nicht nur zur Regenzeit, wo man oft wochenlang in die feuchtnodrige Wohnung gebannt ist, sondern auch sonst wird das Land reichlich von Regen gerränkt. In dem feuchtheißen Klima entfaltet sich darum die ganze Pracht der Tropen, selbst die Felsen sind mit Moos und Wein überzogen. Reis, Thee, Zuckerrohr, Indigo, gedeihen in Fülle. Freilich wo das Wachstum schnell geht, tritt auch schnell Fäulnis ein und als finstere Wolke schwebt über der Insel der Gifthauch der Malaria. Nicht nur in den Familien der Europäer, sondern auch in den Häusern der Eingeborenen vergehen kaum 3 Monate, ohne daß ein Glied erkrankt. In der heißen Jahreszeit werden die Leute von Cholera und Malaria oft so plötzlich hingerafft, daß der Arzt gar nichts thun kann.

Natürlich streckten sich immer wieder begierige Hände nach der schönen Insel aus. Den Portugiesen folgten 1624 die Holländer, deren Forts noch zu sehen sind. Über ihre Mission: Grundemann a. a. O. S. 195. Nachdem sie schon mit Mühe gegen die Spanier sich behauptet hatten, erlag die holländische Kolonie und mit ihr das neu gepflanzte Christentum schon 1662 den Ansturm des berühmten Seeräubers Koxinga, welcher als treuer Anhänger der gestürzten Mingdynastie dem Mantschukaiser Sunti die Unterwerfung verweigerte und sich auf Formosa ein selbständiges Königreich gründete. Nach kurzer, stürmischer Regierung dieses merkwürdigen Mannes wurde Formosa 1683 von den Chinesen erobert und zur Prov. Fukien geschlagen. Seit 1887 selbständige Provinz, kam Formosa endlich, wie bekannt, 1895 an Japan.

Die Chinesen trugen ihre Kultur nach der Insel hinüber. Die Einwanderer, meist Hoklo aus Fukien, die den Amoydialekt sprechen, aber auch einige Hakka aus der Kantonprovinz, drängten die Ureinwohner von den reichen Ebenen zurück ins Waldgebirge. Wo früher das Wild des Urwaldes hauste, entstanden volkreiche Städte; die größten im Norden sind Bangkah 45000 E., Tetchham 35000 E., Taotintia 30000 E. Rings-

um in den Farmen der Reisbauern und in den Theegärten arbeitet ein fleißiges, tüchtiges Volk von echt chinesischer Betriebsamkeit. Die Mehrzahl sind Pächter; mehr als die Hälfte des Grundbesitzes in Nordformosa gehört einem einzigen Großkapitalisten. Die Bauern führen ein hartes, bedürfnisloses Leben, ihre schwarzen Schweine teilen mit ihnen Haus und Ruhestätte. Dabei steckt aber in diesem Kern der Bevölkerung eine Summe trefflicher Anlagen und die altchinesische Hochschätzung geistiger Bildung. Wie in Sprache, Sitte und sozialem Leben, so ist auch in religiöser Hinsicht Formosa eine chinesische Kolonie, vielleicht mit etwas mehr Zugänglichkeit für das Fremde. Grade auch in letzterer Hinsicht ist Formosa eine Parallele zu der Mantschurei, in welcher die chinesische Kolonisation den schottischen Presbyterianern ein ähnlich günstiges Missionsfeld bietet. Man schätzt die Chinesen in Formosa auf 3 Mill., wovon etwa $\frac{1}{3}$ in den 4 von der kanadischen Mission besetzten Distrikten des Nordens lebt. Außerdem kommen jährlich 10—20000 Saisonarbeiter vom Festlande herüber in die Theepflanzungen, von denen etwa 1% zurückzubleiben pflegt.

In unverföhnlicher Feindschaft steht den Kolonisten mongolischer Rasse die malaiische Urbevölkerung gegenüber. Ihrer eigenen Überlieferung nach kamen die Väter der Aborigines von den Inseln des malaiischen Archipels. Thatsächlich sind die physischen Merkmale sowie Sitten und Gebräuche, das Kopfschnellen, die Tätowierung, die Verzierung der Häuser u. s. w. hinreichende Beweise der malaiischen Abkunft.¹⁾

Tief im Urwald auf vorspringenden Höhen liegen die kleinen Dörfer der Kannibalen und Kopffäger. Aus Brettern, Bambus und Flechtwerk sind die Hütten gefertigt, ihren Schmuck bilden lange Reihen von Hirsch- und Bärenköpfen, aber auch Chinesenschädel und -zöpfe, drinnen vom Rauch geschwärzt, draußen vom Wetter gebleicht. Den geringen Ackerbau — 3—4 Morgen für 100 Seelen — besorgen die schwergeplagten, früh alternden Frauen. Die Männer gehen mit dem scharfen krummen Messer im Gürtel, in der Hand den Speer mit 20 F. langem Bambusschaft, zuweilen auch mit Bogen und Flinte ihrer einzigen Passion, der Jagd nach, für welche ihre Sinne scharf wie die eines Raubtieres entwickelt sind. Ihre zahlreichen Stämme, welche viele verschiedene Dialekte sprechen, liegen oft in Fehden untereinander. Mit dem grimmigsten Haß verfolgen sie aber die Chinesen. Wehe dem einsamen Wanderer oder dem Kottangsammler im Walde! Hinter dem Busch versteckt lauert der tüchtige Malaie auf seinen Preis. Er darf ja nicht heiraten, ehe er nicht einen Chinesenkopf heimgebracht hat. Die Geister der Ahnen fordern solchen Dienst. Von Zeit zu Zeit rüstet der Stamm besondere Expeditionen

¹⁾ Bei einigen Stämmen vermutet aber Macfay auch Verwandtschaft mit den Ureinwohnern des chinesischen Festlandes.

in die Grenzlandschaften aus, welche bei Nacht die Hütten umstellen, das Dach anzünden und nach Vergung ihrer Beute blitzschnell verschwinden. Mit wildem Jubel werden die Sieger daheim begrüßt, drei Tage lang um den Kopf getanzt und Reisbrauntwein getrunken. Menschliches Gehirn gilt als Leckerbissen und wurde als solcher auch MacKay angeboten. Die Bauern der Ebene nehmen dafür ebenso grausame Rache, wenn ein Wilder in ihre Hände fällt. Einige Grenzbewohner haben sogar den Kannibalismus angenommen und verzehren Gehirn oder Herz; die Knochen werden als Mittel gegen Malaria zubereitet. Zu MacKay jagten die Wilden öfter: „Du trägst keinen Zopf, du bist unser Verwandter.“ Wenn er aber des Nachts in ihren Hütten lag, kam oft kein Schlaf in seine Augen, er zählte die Schädel an der Wand und fürchtete ein gleiches Geschick. Die Laster der chinesischen Civilisation (Spielen, Opiumrauchen, Diebstahl, Unkeuschheit) sind dem wilden Volke unbekannt, aber schon richten die Spirituosen des chinesischen Händlers an vielen Orten arge Verheerungen unter ihnen an. Gözenbilder haben sie nicht, sondern eine Art Naturdienst und Geisterverehrung. Nach der Ernte wird ein Dankfest mit Tanz gehalten. Vogelgeschrei und Vogelflug giebt günstige oder ungünstige Vorzeichen. Wenn der Häuptling stirbt, zieht der ganze Stamm an einen anderen Ort, mit abergläubischer Furcht wird das Betreten des Grabes gemieden und bald ist die alte Wohnstätte vom Busch überwuchert.

Außer den Wilden (Chines. Tschihooan) giebt es nun aber eine Anzahl Stämme von Ureinwohnern, welche sich den Chinesen unterworfen und mehr oder weniger von der Civilisation derselben angenommen haben. Von den Wilden werden sie als Verräter gehaßt und verfolgt, von dem unternehmenden und skrupellosen Chinesen aber übervorteilt, durch hohe Steuern bedrückt und immer wieder in unkultiviertes Gebiet gedrängt. Am zahlreichsten sind die Pipohooan (= Barbaren der Ebene). In Nordformosa ist ihr Hauptsitz die von Kelung bis hinab zur So-Bai sich erstreckende, wenige Fuß über dem Meerespiegel liegende regenreiche Ebene Kaptsulan. Auf gleicher Stufe mit ihnen stehen die schon länger chinesierteu Sckhooan (= gebildete Barbaren), von denen in Nordformosa nur wenige im Bialekdistrikte an der Westküste sich finden. Weit unter ihnen stehen die offenbar dem allmählichen Untergange verfallenen Lamshooan (= B. des Südens), etwa 4000 S. in der Ebene Kilai südlich von So-Bai, welche kaum auf dem Wege zur Civilisation sind, chinesische Sprache und Zopf noch nicht kennen, aber durch einen Militärposten in Gehorsam gehalten werden.¹⁾

Die Pipohooan sind nach Kleidung, Zopf und Sitte äußerlich ganz Chinesen. Nicht zu ihrem Vorteil leben sie jetzt auf dem niedrigen Lehmflur des chinesischen Hauses, während der erhöhte Fußboden der ma-

¹⁾ MacKay hält sie für den zuletzt nach Formosa gekommenen Malaienstamm.

lailischen Hütte dem Klima viel besser entspricht. Innerlich sind sie Kinder ihrer Rasse geblieben: freundlich, zugänglich, aber auch unbeständig und verschwenderisch; durch die Gutmütigkeit bricht oft die Nachsicht ihres heißen Blutes hindurch. An Klugheit und Erwerbstrieb kommen sie den Chinesen nie gleich. Als sie sich unterwarfen und das Haupt beschoren, nahmen sie auch Götzen, Tempel, Ahnenbilder mit an, aber ihr Herz hängt heute noch nicht daran und der alte Geisteraberglaube lebt daneben noch vielfach fort. So sind sie ein Feld, welches geradezu auf die Botschaft des Evangelii wartet.

Die Hermannsburger Mission.¹⁾

Von Missionsdirektor Haccius.

Bereits im Jahre 1890 ist es uns vergönnt gewesen, eine Übersicht über die Entwicklung und den Stand unserer Mission in dieser Zeitschrift (370, 430, 467) zu geben. Indem wir uns auf diese beziehen, fügen wir heute als Ergänzung einen Überblick über die seitdem durchlaufene Periode hinzu.

Nachdem Direktor Egmont Harms im Jahre 1885 sein Amt angetreten hatte, war die Visitation zunächst des afrikanischen Missionsgebietes, welche sich als besonders notwendig erwiesen hatte, in der Zeit von 1887—1889 zur Ausführung gekommen.

Während er in Gemeinschaft mit dem zum Visitator erwählten Schreiber dieser Zeilen in Afrika war, hatte der 1886 zum Condirektor der Mission gewählte Pastor Gottfried Deppe dieselbe in der Heimat und in den übrigen ausländischen Gebieten geleitet. Nach der Heimkehr des Direktors glaubte Deppe seine Aufgabe erfüllt zu haben und sprach den Wunsch aus, wieder in ein Pfarramt zurückzutreten. Doch sollte nach den Intentionen des Missionsausschusses das Amt eines Condirektors, das nach dem Heimgang des Pastors Theodor Harms geschaffen und statutarisch festgesetzt war, kein vorübergehendes, nur für den Notfall zu besetzendes, sondern ein bleibendes sein, um die bei dem Anwachsen der Mission so sehr vermehrte Last des Direktoriums auf zwei Männer zu verteilen. Deppe wurde deshalb gebeten, in seiner Stellung zu verbleiben. Man wollte diese bedeutende Kraft der Mission erhalten, was auch gelang. Doch Gottes Gedanken waren anderer Art. Nur dreiviertel Jahr noch durften wir ihn an der Spitze unserer Mission und in unserer Mitte sehen. Denn schon im Februar 1890 nahm der Herr ihn von uns und ließ seinen getreuen Knecht eingehn zu seiner Freude,

¹⁾ Da der Jahrgang 1896 nicht ausreichte, um die sämtlichen deutschen Missionen zur Darstellung zu bringen, so werden in 1897 die restierenden folgen.

nachdem er in hingebender opferfreudiger Weise seine Kräfte im Dienst des Reiches Gottes verzehrt hatte. Das war ein schwerer Verlust für die Mission, der um so empfindlicher für sie war, als sie eine Periode der Anfechtungen durchmachen mußte und Erschütterungen nicht gut vertragen konnte. In die erlebte Stelle wurde sodann der Unterzeichnete gewählt, weil er sonderlich durch die Visitation der afrikanischen Mission mit den Verhältnissen derselben vertraut geworden war und in die Missionsarbeit sich eingelebt hatte. Im Sommer 1890 trat er sein Amt an und siedelte um Michaelis nach Hermannsburg über. Somit war das Direktorium wieder besetzt und der Herr hat zu dem neuen Verhältnis seinen Segen gegeben.

Die Direktoren gehören beide der evangelisch-lutherischen Kirche an und zwar Harms der Hermannsburger Freikirche, Haccius der Hannoverschen Landeskirche. Dieses Verhältnis ist aus der gegenwärtigen Lage hervorgewachsen, ist aber nicht so aufzufassen, als wenn nun jeder seine Kirchengemeinschaft im Direktorium offiziell zu vertreten hätte. Vielmehr soll das Direktorium ein einheitliches und die Stellung der Mission eine freie sein, nicht gebunden an diese oder jene Kirchenbildung, wie sie innerhalb der lutherischen Kirche entstanden sind, damit sie in die Schwankungen und in die Kämpfe derselben nicht mit hineingezogen werden könne, — eine Stellung, die Theodor Harms seiner Zeit als eine „neutrale“ bezeichnete. Aber keineswegs soll sich diese Neutralität auf den konfessionellen Standpunkt beziehen, als ob die Bekenntnisstellung unserer Mission dadurch eine Abschwächung erfahren solle. Vielmehr ist der evangelisch-lutherische Charakter der Hermannsburger Mission auch von den gegenwärtigen Direktoren durch die bündigsten Erklärungen gewährleistet worden. Und so muß es auch sein. Denn nur bei einem klaren und festen Standpunkt kann die Mission ihre Freiheit bewahren. Und daß sie eine nach allen Seiten hin freie und selbständige Stellung hat und weder der Landeskirche und ihren Behörden noch irgend einer Freikirche und ihrer Synode unterstellt ist, das ist der Gewinn der schweren kirchlichen Kämpfe, die wir durchlebt haben. Daß es dabei nicht ohne Verluste abgegangen ist, ist schmerzlich; aber der Gewinn ist größer. Hier in der Heimat haben sich zwar nicht die Glieder der Hermannsburger Freikirche, der großen Gemeinde des seligen Theodor Harms, sondern die der kleineren Hannoverschen Freikirche von uns abgewandt und haben in unserem eigenen Gebiete in Afrika mit einem ausgetretenen Missionar und einigen Pastoren, die sich von uns wandten, eine Gegenmission begonnen, die sie mit großem Eifer und Hingebung betreiben. Eine andere sehr unbedeutende freikirchliche Abspaltung, von einem Pastor Wöhling geführt und regiert, hat erst einen unserer Missionare

in Neu-Seeland zu sich herübergezogen, dann diesen wieder abgestoßen und einen eigenen Missionar hinübergesandt. Mit dem zweiten Missionar, den wir dort hatten, haben wir das Verhältniß in Freundschaft gelöst, so daß unsere Mission also in Neu-Seeland kein Arbeitsgebiet mehr hat. Und auch aus Australien mußten wir uns zurückziehen. Die dortige Mission war in Gemeinschaft mit der lutherischen Synode in Südaustralien begonnen und konnte nur in Gemeinschaft mit derselben fortgesetzt werden. Diese Synode aber, welche mehr und mehr dem in der Missouri-Synode herrschenden Geist Raum gegeben hatte, brach völlig mit unserer Mission, so daß wir außer stande waren, unsere dortige Arbeit fortzusetzen. Zu unserer großen Freude hat die lutherische Immanuel-Synode in Australien dieselbe wieder aufgenommen, wie sie auch früher schon unsere Station am Kilalpeninna-See übernommen und fortgeführt hatte. Daß wir unsere Arbeitsgebiete in Australien und Neu-Seeland haben aufgeben müssen, ist insofern schmerzlich, als man nie gern Schritte zurück macht, und weil kirchliche Streitigkeiten die Ursache waren. Auf unsere gesamte Lage aber und auf unsere Arbeit gesehen scheint es uns kein Verlust zu sein; können wir doch nun unsere Kräfte auf unsere drei großen Missionsgebiete konzentrieren, um so mehr, als dieselben dort in erhöhtem Maße erfordert werden. Und unsere Kräfte sind — Gott sei Dank — durch die erwähnten Verluste nicht geschwächt worden. Denn die weitaus größere Hälfte der lutherischen Freikirche hält sich fest und treu nach wie vor zu unserer Mission und unterstützt dieselbe in opferfreudiger Weise. Ja, es sind einige Gemeinden, die sich von uns gewandt hatten, bereits wieder zu uns zurückgekehrt. Und aus den Kreisen der lutherischen Landeskirchen, besonders der Hannoverschen ist uns ein bedeutender Zuwachs zu teil geworden; namentlich ist uns infolge einer Vereinbarung mit dem Hannoverschen Landeskonsistorium die offizielle kirchliche Missionskollekte zum größten Teil wieder zugewandt, nachdem sie unserer Mission reichlich ein Jahrzehnt lang entzogen gewesen war.

Die geschilderten Kämpfe liegen nun hinter uns und unsere Mission ist in ein ruhigeres Fahrwasser gekommen. Sie haben unsere Mission wohl erschüttert, haben ihr aber keinen wesentlichen Abbruch thun können. Im großen und ganzen steht dieselbe noch intakt da; ja, sie ist geläutert und befestigt daraus hervorgegangen, und der Herr hat sich in Gnaden zu ihr bekannt. Es ist noch dieselbe liebe alte gesegnete Hermannsburger Mission, und sie hat ihre Eigenart nicht verloren. Drum ist sie auch noch heute dem lutherischen Christenvolk so lieb wie zuvor, wie die herz-

liche und reiche Teilnahme desselben an unseren Festen und an unserem gesamten Leben beweist. Aber wir haben aus ihrer Geschichte gelernt und erkannt, wie wichtig es ist, unsere Mission zunächst weniger nach außen hin auszubreiten als nach innen auszubauen zu einem in entsprechender Weise gegliederten und doch einheitlichen Ganzen, die Arbeit immer mehr zielbewußt zu gestalten, in den heidenchristlichen Gemeinden das Gemeinschaftsgefühl zu kräftigen und sie mehr und mehr langsam aber sicher dem Ziele einer freien und möglichst selbständigen evangelisch-lutherischen Missionskirche entgegen zu führen. Wir wissen wohl, daß wir davon noch weit entfernt sind; aber wir sehen doch, daß wir auf dem Wege dahin weiter kommen. Zu dem Zweck ist Direktor Harms im Jahre 1892 ein halbes Jahr in Indien gewesen und ist Ostern 1896 nach Afrika übergesiedelt, um dort längere Jahre inmitten der Mission zu leben und zu wirken und die Entwicklung an Ort und Stelle selber zu leiten. Es ist das etwas Neues in der Geschichte der deutschen Mission und wir erhoffen einen großen Gewinn davon.

Auch haben wir erkannt, daß eine Reformation unseres Unterrichtswesens in der Missionsanstalt notwendig war, und haben dasselbe zu heben und zu verbessern getrachtet. Anfangs wurden sämtliche Missionszöglinge in einem Missionshause untergebracht und ausgebildet. Als dann des bedeutenden Zubrangs wegen das zweite Missionshaus hinzukam, bildete jeder der beiden Inspektoren die Zöglinge seines Hauses für den Missionsdienst gesondert aus. Die festgesetzte Ausbildungszeit umfaßte vier Jahre. Dieses Zwei-Häuser-System haben wir aufgegeben und die Ausbildungszeit auf sechs Jahre ausgedehnt, so daß mit Hinzurechnung des Aspiranten- oder Probejahres, eine Periode von sieben Jahren herauskommt. Es werden die Zöglinge nun in drei Kursen unterrichtet, von denen jeder zwei Jahre umfaßt. Auch haben wir nicht nur den englischen Unterricht wie früher, sondern auch den in der lateinischen und griechischen Sprache obligatorisch gemacht, den in der hebräischen jedoch der freien Beteiligung überlassen, um keine Überladung herbeizuführen. Es nimmt aber von jedem Kursus eine Anzahl der Brüder daran teil. An Jünglingen, die sich dem Missionsdienst widmen wollen, hat es uns bisher noch nicht gefehlt. Wir haben uns bis jetzt noch immer eines reichlichen Zustusses zu erfreuen gehabt. Und wären nur unsere Einnahmen größer, wir könnten weit mehr Arbeiter hinausenden in das Feld, das zur Ernte so reif ist. Es ist ein großer Kummer, daß wir nicht genug Gesellen haben, die uns die Netze ziehen helfen, Gesellen, die wir doch haben könnten, wenn die heimatlliche Christenheit uns mehr die Hände füllen wollte.

Denn unsere Netze sind so gefüllt, daß wir sie mit den vorhandenen Kräften nicht mehr ziehen können. Ist doch die Zahl unserer Christen in den letzten fünf Jahren von 14799 bis zu 32015 angewachsen, also um 17216 vermehrt; das bringt durchschnittlich auf jedes Jahr 3443.

Am Pfingstfeste wurde freilich durch die wunderbare Wirkung des Heiligen Geistes an einem Tage der Gemeinde hinzugethan bei 3000 Seelen. Aber wie waren dieselben vorbereitet und sie waren Zeugen der Wunderthaten Gottes! Im Blick aber auf den gewöhnlichen Verlauf der Missionsgeschichte ist es ein Großes, wenn wir Jahr für Jahr erleben, daß der (allein durch unsere Mission gegründeten) Kirche Christi bei 3000 Seelen und jetzt noch mehr durch die heilige Taufe hinzugefügt und eingegliedert werden. Und es ist doch in der Missionsgeschichte bekannt und erwiesen, daß unsere Missionsarbeit zu keiner Zeit und an keiner Stelle die Art von Treibhauskultur an sich gehabt hat, ja daß sie nüchtern, maßvoll und besonnen namentlich auch hinsichtlich des Taufunterrichts und der Annahme zur Taufe gewesen ist; darin ist ihr eher eine zu strenge als eine zu leichte Praxis nachgesagt worden. Es sind die reichen Erfolge Gottes großer Gnadensegen, den Er auf die Arbeit unserer Mission gelegt hat.

Weisen wir das auf den einzelnen Gebieten nach! In der Sulu-Mission in Südafrika ist zwar die Zahl der Stationen vermindert worden, weil dieselben in einigen Gegenden reichlich nahe bei einander lagen, aber doch ist die Mission gewachsen. Wir haben dort jetzt 17 Stationen, die mit Missionaren besetzt sind, eine ist unbesetzt, und 5 sind mit deutschen Gemeinden verbunden. In diesen wird, wenn nicht eine Missionsstation in der Nähe ist, durch eingeborene Gehilfen auch Missionsarbeit getrieben. So haben wir, die 5 Pastoren jener Gemeinden zu 18 Missionaren hinzugerechnet, 23 Brüder in der Sulumission in Dienst. Dagegen ist wie die Zahl der Filiale um 2 und der Predigtplätze um 30, so die der eingeborenen Gehilfen um 37 vermehrt worden und von 38 auf 75 gestiegen. Dieselbe ist also fast verdoppelt worden. Der Zulauf aus den Heiden und das Wachstum der Gemeinden hat in noch höherem Maße zugenommen; und das ist um so erfreulicher, als das Heidentum unter den Sulu- und Kafferstämmen noch sehr mächtig ist, und als die Häuptlinge und die alten Heiden die im ganzen lernbegierige und zur Annahme des Christentums geneigte Jugend auf allerlei Weise mit Gewalt und List zu hindern suchen. Im Jahre 1889 waren's insgesammt 238 Tausen, die in jener Mission vollzogen wurden; 1895 aber waren's allein 268 Erwachsene aus den Heiden, die getauft wurden, so daß mit Hinzurechnung der getauften eingeborenen Christkinder im ganzen 409 in die Kirche aufgenommen wurden. Und am Schluß des Jahres waren schon wieder 476 Katechumenen vorhanden. So ist auch

die Zahl der christlichen Gemeindeglieder fast verdoppelt und von 1618 auf 3170 angewachsen. Zwölf Gemeinden zählen über 100 Seelen. Die größten sind Hermannsburg mit 407, Ekombela am Pongolo mit 305, Entombe in derselben Gegend mit 354 und Müden am Movi-Revier mit 334 Seelen. Die Zahl der Kommunikanten ist von 1396 auf 2357 gestiegen.

Somit ist die Sulumission in einem guten Fortschritte begriffen, namentlich in Natal und in dem früheren Nord-Sululand. Am wenigsten Erfolg haben unsere Missionare noch immer im Süd-Sululand. Die Ursache ist zunächst in dem Charakter des stolzen, satten, harten Sulu-volkes zu suchen, der in jener reichen Gegend besonders stark entwickelt ist, aber auch in dem Umstand, daß wir die dortige Gegend lange Zeit verlassen mußten und, nachdem wir die Erlaubnis der Rückkehr für unsere Missionare erlangt hatten, nicht genügend wieder besetzen konnten, und vor allem darin, daß der berühmte John Dunn, ein abgefallener und zum Heiden gewordener Christ, der Häuptling gerade des Distriktes war, in welchem unsere Stationen liegen. Dieser ist jetzt gestorben und wir sind imstande, dem einen dort stationierten Missionar einen zweiten beizugeben, so daß dann zwei Stationen mit Missionaren und eine dritte mit einem eingeborenen Lehrer besetzt sind.

Unsere Mission in Afrika, sonderlich die Sulumission, steht in enger Verbindung mit einer bedeutenden deutschen und zwar niedersächsischen Kolonisation. Außer 3 Gemeinden, die sich von unserer Mission kirchlich getrennt haben, obschon sie in Zusammenhang mit derselben gegründet, sind es ihrer 8, zu denen noch eine im Gebiet der Betschuannenmission hinzu kommt, insgesamt also 9, die noch jetzt mit uns in kirchlichem Zusammenhang stehen. Entweder erhalten sie aus dem Kreise unserer Missionare ihre Pastoren oder werden doch von unseren Missionaren im Nebenamte kirchlich bedient. Ihre Arbeitskaffern und ihr Gefinde führen sie unserer Mission zu und unterstützen dieselbe mit ihren Gaben und Gebeten. So sind viele deutsche Bauern Vorarbeiter und Mitarbeiter in der Mission. Auch das können wir nicht unterlassen dankbar hervorzuheben, daß diese meisten Gemeinden durch ihr christliches Leben, durch ihre lebendige Teilnahme an den Gottesdiensten und ihre Liebe für ihre Kirche und durch ihren streng-sittlichen Wandel den jungen heidenchristlichen Gemeinden wie den Heiden ein gutes Vorbild geben. Welch ein erfreuliches Bild im Gegensatz zu dem Ärgernis und schändlichen Beispiel, welches in anderen Gegenden durch Kolonisten, ja durch Kolonialbeamte gegeben ist, die dadurch den christlichen Namen geschändet und der christlichen Mission die größten Hindernisse bereitet haben.

Ein Wunder Gottes vor unsern Augen ist das Aufblühen der Betschuannen-Mission in West-Transvaal und Brittijsch-Betschuana-land. Die Zahl der Stationen ist zwar nur um die eine Molote ver-

mehrt worden, aber die der Filiale ist von 18 auf 47 und die der Predigtplätze von 23 auf 37 gestiegen. Die Zahl der Missionare ist im wesentlichen unverändert geblieben. Allen voran arbeitet noch immer in frischer Kraft und reichgesegnet der alte Missionar Behrens in Bethanie, der fast 40 Jahre in der heißen afrikanischen Arbeit steht. Ein schwerer Verlust aber traf die Betschuanen-Mission durch den, Ende 1895 erfolgten Tod ihres ersten selbständigen Superintendenten, des Propstes Benzhorn zu Saron, dem es vergönnt gewesen ist, die Mission als ein einheitliches Ganzes zusammen zu fassen und durch schwere Zeiten hindurchzuführen.

Einen bedeutenden Zuwachs hat der Stand der eingeborenen Hilfsarbeiter erfahren. Derselbe ist von 130 auf 220 angewachsen. Es sind das Katecheten, Lehrer und Kirchenvorsteher. Hinsichtlich derselben müssen wir hier wie in der Sulumission sagen, daß die Kirchenvorsteher sich im großen und ganzen besser bewährt haben als die Lehrer. Es hat das darin seinen Grund, daß zu Kirchenvorstehern meistens nur ältere und bewährte Christen genommen werden, während jene zum größten Teil jüngere und bei ihrer Anstellung noch unverheiratete Männer sind. In Natal werden sie auf dem Seminar zu Ehlanzeni und für die Betschuanen-Mission auf dem Seminar zu Versaba ausgebildet. Unerfahren und unbefestigt treten sie aus dem Seminar und seiner strengen Zucht in die Freiheit des Lebens und in eine selbständige Stellung und sind in denselben vielen Gefahren und Versuchungen ausgesetzt, so daß leider Sünden wider das sechste Gebot und infolgedessen Absekkungen wiederholt vorgekommen sind. Doch haben wir auch viele tüchtige und treue Lehrer, die sich bewährt haben und denen wir nur ein gutes Zeugnis geben können. Diese üben dann auch gemeiniglich einen bedeutenden Einfluß in den Gemeinden wie unter den Heiden aus.

Die Zahl der Taufen betrug 1889 insgesamt 1390, im Jahre 1895 aber 4127, von denen 2249 Erwachsene aus den Heiden waren. Der Gemeindebestand ist von 12359 auf 26979 angewachsen, hat sich also mehr als verdoppelt. Unter den 24 Gemeinden befinden sich 20, die mehr Seelen zählen als die größte der Sulugemeinden, 11 sind über 1000 Seelen, 6 über 1500 Seelen, Bethanie ist 2430 und Saron 2865 Seelen stark. So ist auch die Zahl der Kommunikanten von 9902 auf 17100 gestiegen. Das ist ein überwältigender Segen. Worin liegen außer in dem unaussprechlichen Reichtum des Erbarmens Christi die Ursachen? Die geknechteten Betschuanen haben sich ja von Anfang an für das Evangelium von der Freiheit in Christo Jesu und von der Kindschaft Gottes durch

ihn sehr empfänglich bewiesen. Und den vordringenden Europäern und ihrer Kultur gegenüber konnte sich das Heidentum bei ihnen nicht lange halten. Es regt sich zwar noch hie und da, aber „es gleicht dem Röcheln eines Sterbenden“ — sagte ein alter Christ zu Missionar Behrens. Jahr für Jahr ergehen jetzt sonderlich über die Lande der Betschuanen große schwere Plagen und Gerichte. Dadurch wird das Heidentum in seinen Sitten und Bräuchen wohl ganz vernichtet. Dann wird's noch schneller vorwärts gehen, und die Zeit ist abzusehen, in welcher die Betschuanen ein christliches Volk geworden sind; sind doch jetzt bereits einzelne Stämme zur Hälfte, ja wie die Bakwena bei Bethanie und Hebron über die Hälfte christianisiert. So führt eine starke Strömung die Heiden in die Kirche hinein, und wir bekommen große Massengemeinden. Das ist ein Segen, aber auch eine Gefahr, um so mehr, als durch die Goldfelder Transvaals das weltliche unchristliche Wesen mit Macht um sich greift.

Unsere Missionare und — Gott sei Dank — nicht nur sie, sondern auch unsere Gemeinden, namentlich viele treue Christen in denselben, sehen die Größe der Gefahr und verstehen völlig den Ernst der Lage. Deshalb sind sie auch ernstlich bemüht und immer wieder darauf bedacht, die Gemeinden, sonderlich die Jugend zu bewahren und in christlicher Zucht zu halten, wie die Thatsache beweist, daß im vorigen Jahre in der Sulumission 75 und in der Betschuanen-Mission 225 Gemeindeglieder in Kirchenzucht genommen wurden. Und dabei wird kein Unterschied gemacht, ob einer alt oder jung, ob er ein Arbeiter oder ein König ist. Auch suchen unsere Missionare das Gemeindebewußtsein und den Gemeindegeist zu kräftigen und zu heben, damit es nicht eine Zucht des Amtes allein, sondern auch eine Zucht der Gemeinde sei und diese es immer besser lerne, ihre eigenen Glieder zu halten und zu bewahren. Das Resultat ist denn auch ein recht günstiges. Der Stand der Sittlichkeit in jenen Gemeinden steht nicht tiefer, sondern eher höher als der der meisten Gemeinden in der heimatlichen Christenheit.

Auch suchen die Missionare die Gemeinden immer mehr zur Erkenntnis ihrer Verpflichtung zur Selbsterhaltung und zur Missionsarbeit zu erziehen und sie anzuleiten, möglichst ihre eigenen Bedürfnisse für Kirche und Schule selber aufzubringen und durch Liebesgaben — z. B. Beckenkollekten am Epiphaniastage und an Missionsfesten — zur Ausbreitung des Reiches Gottes mitzuwirken. Die bis jetzt erzielten Resultate sind dankenswert und ermutigend für die Zukunft. So sind die kirchlichen

Beiträge in der Sulu-Mission von M. 929,80 auf M. 8612,35 und in der Betschuanen-Mission von M. 12205,35 auf M. 36036,80 gestiegen, wobei Hand- und Spanndienste nicht berechnet sind. Auch sind außer für die Heidenmission Liebesgaben z. B. für die Hungernden im Nama-Land gesammelt worden, und jetzt leiden unsere Leute selber große Not.

Jeder, der Vorstehendes liest, wird mit uns Gott für seinen Gnadensegnen danken, wird aber auch begreifen, daß die Arbeit für unsere Missionare nicht mehr zu bewältigen ist. Die großen Gemeinden erfordern allein schon eine ganze Kraft. Unsere Brüder müssen in ausgedehntem Maße Pastoren, und als solche Prediger, Lehrer, Hirten und Seelsorger derselben sein. Sie wollen aber auch Missionare sein und die Heiden suchen und berufen; ja das ist eigentlich ihr erster Auftrag. Hinzukommt der Ackerbau, Bauwesen, ärztliche Thätigkeit u. dgl. Es ist deshalb unerläßlich, daß unsere Arbeitskräfte in jener Mission vermehrt und daß die Lage unserer Missionare, die immer noch eine beschränkte ist, gebessert werde. Dazu muß die Missionsgemeinde uns durch vermehrte Anstrengung in den Stand setzen.

Auch bei unserer Telugu-Mission in Indien können wir durch Gottes Gnade von einer nicht unbedeutenden Zunahme berichten. Zwar ist diese Mission noch allezeit auffallend schwer heimgesucht worden. In einem Zeitraum von 3 Jahrzehnten sind 25 Missionare dorthin ausgesandt worden, von denen bereits in früherer Zeit 4 zurückgetreten sind. Von den in unserem Dienst verbliebenen 21 Missionaren sind 9 — also fast die Hälfte — verstorben und 9 Missionarsfrauen nebst vielen Kindlein sind ihnen nachgefolgt. Der Gesundheitsstand ist demnach ein sehr ungünstiger gewesen. Wir haben es deshalb als notwendig erkannt, eine Gesundheitsstation anzulegen und die Liebe der Missionsfreunde hat uns dazu geholfen, den notwendigen Grund und Boden auf den Palm-Bergen zu erwerben und zwei Häuser, denen jetzt ein drittes hinzugefügt werden soll, zu erbauen. Nun können alljährlich drei Missionarsfamilien während der heißesten Zeit in der kühleren, kräftigeren Bergluft zubringen.

Die Zahl der Missionsstationen ist noch dieselbe wie früher. Nur hat Sriharikota seit mehreren Jahren nicht besetzt werden können. Die Filiale haben sich um 10 vermehrt, so daß es gegenwärtig 16 sind, zu denen 8 feste Predigtplätze hinzukommen. Sonst ist ja die Art des Missionierens in Indien die des Wanderns von Dorf zu Dorf, wo dann bei einem Gözentempel oder auf einem Markt, auf einer Straße oder unter einem schattigen Baum ein Zelt aufgeschlagen und von dort aus gepredigt wird, wie die Gelegenheit es bietet. Eine stattliche Zahl von eingeborenen Gehilfen steht den Missionaren zur Seite. Dieselben sind

von 50 auf 71 angewachsen. Von diesen haben die Katecheten nicht nur zu unterrichten, sondern auch den Missionaren durch Predigen im Missionsdienst zu helfen, während die übrigen als Lehrer in den christlichen Stations- und Dorfschulen angestellt sind. Außer diesen, die von 421 Schülern (395 christlichen und 26 heidnischen) besucht werden, haben wir noch eine Hochschule zu Tirupati, die aus 23 Christen, 10 Mohamedanern und 147 Heiden besteht. Der Hauptlehrer an derselben und ein Hilfslehrer sind Christen, die übrigen 9 Lehrer aber sind noch Heiden. Die Schule hat für die Erziehung des Volkes eine große Bedeutung und ist bahnbrechend für das Christentum. Dieses hält langsam aber sicher seinen Einzug in Indien und gewinnt immer mehr Raum unter dem so über die Maßen abgöttischen Volke. Langsam geht's nur und wen will's wundern? In keinem Volke ist das Heidentum so tief und fest gewurzelt wie bei den Hindu und in keinem sind die sozialen Unterschiede so schroff und groß. Kein heidnisches Volk ist — man möchte sagen — so religiös wie sie und doch ist keins so verschlossen gegen die wahre Religion. Kein Volk hat der Götter so viele und hält so zäh an dem uralten Götzendienste und keins ist so voll Herzenshärte und Verachtung gegen den einigen lebendigen Gott. Nirgends herrscht deshalb auch ein so großer Haß und eine so blinde Wut gegen jeden, der sich zu Christo bekehrt und nach der Taufe begehrt, und bei keinem Volke wird der Übertritt zum Christentum in gleichem Maße durch Feindschaft und Verfolgung erschwert. Und darin besteht bei den Kasten und kastenlosen Leuten kaum ein Unterschied. Ja, die Pariah werden durch die Sudra, von denen sie vielfach abhängig sind, in ihrer irdischen Existenz bedroht. Um so mehr ist es zu verwundern, daß trotzdem die Zahl der Christen wächst. Und ein Wachstum unserer Gemeinden um reichlich 1000 Seelen in einem halben Jahrzehnt ist ein großer Erfolg. Der Bericht von 1890 führte 822 Getaufte auf, der von 1895 aber 1866 Seelen. Dieselben gehören der Mehrzahl nach den niederen Kasten an, doch sind auch Christen aus den Brahmanen und aus den Sudra darunter. Die größte Gemeinde ist die von Maydupett mit einem Bestande von 864 Christen. Die Zahl der Kommunikanten ist auf 1515 gestiegen. Auch in Indien suchen die Missionare die Gemeinden zur Mitarbeit heranzuziehen, was bei der großen Armut derselben eine schwere Aufgabe ist. Vielen Gemeindegliedern muß erst zu einer Existenz verholfen werden. Trotzdem betrugen die kirchlichen Beiträge im letzten Jahre M. 289,30. Wir sind am Ende mit unserm Überblick, da es uns bei dem Mangel

an Raum nicht möglich ist, tiefer in die Verhältnisse unserer afrikanischen und indischen Missionsarbeit einzuführen. Das aber müssen wir zum Schluß bekennen: Überall durften wir's deutlich spüren, daß der Herr mit uns ist, und daß Er die Kraft seiner Gnade in unserer Schwachheit mächtig sein läßt. Drum Ihm allein sei Ehre und Preis und Dank, jetzt und in Ewigkeit.

Morgenländischer Frauenverein.¹⁾

Im Auftrage des Vorstandes.

Der „Frauenverein für christliche Bildung des weiblichen Geschlechts im Morgenlande“ ist am 10. November 1842 zu Berlin gegründet. Seine Statuten stellen Grund und Zweck seiner Bildung folgendermaßen dar:

Aufgefordert durch die wiederholten Berichte von dem traurigen Zustand, in welchem das weibliche Geschlecht unter den Heiden sich befindet, und in der festen Überzeugung, daß vorzugsweise die Befehrten des weiblichen Geschlechts eine nachhaltige, wahrhaft christliche Bildung unter den nichtchristlichen Völkern Asiens verbreiten können, ist ein Frauenverein in Berlin zusammengetreten, der es sich zur Aufgabe gestellt hat, die christliche Bildung unter dem weiblichen Geschlechte im Morgenlande zu fördern.

Entsprechend diesen Weisungen und der eigenthümlichen Abgeschlossenheit der Frauen im Morgenlande hat der Verein seit nun 54 Jahren ausschließlich unverheiratete Missionslehrerinnen ausgebildet und ausgesandt. Leider ist seine Arbeit nur eine sehr beschränkte, obwohl er bis vor kurzem einzig in seiner Art war. Er ist der großen Masse der Missionsfreunde um seiner dienenden und helfenden Art willen unverstanden geblieben und wird in seiner stillen Arbeit unterschätzt. Öffentliche Propaganda hat er nicht getrieben. Denjenigen unter den Missionsfreunden, welche die Mission der evangelischen Deutschen am liebsten ganz auf die deutschen Kolonien beschränkt sahen, ist der Anschluß der von ihm ausgesandten Missionslehrerinnen an eine englische Missionsgesellschaft, die Ch. M. S., und die Beschränkung der Arbeit auf Britisch-Indien noch besonders anstößig.

Trotzdem dürfen seine Freunde auf das vergangene Jahr mit Dank gegen Gott zurücksehen! Eine große Gabe einer treuen Freundin ermöglichte es, am 25. April d. J. ein Missionschwesterheim

¹⁾ Vergl. A. M. Z. 1885, 409.

in der Bredowstr. 42 (Berlin N.W.) einzuweihen. Da sollen die auszubildenden Schwestern einige Zeit in Bezug auf ihre sittliche und religiöse Reife und missionarische Befähigung geprüft und unter Leitung einer Hausmutter, der verwitweten Frau Pastor Wölbling, und unter der Anweisung ihrer Tochter, der verwitweten Frau Dr. Eckhardt, deren Mann im Dienste der Baseler Mission in Westafrika dem Klima zum Opfer fiel, in die Missionsarbeit eingeführt und in der heiligen Schrift, der Kirchengeschichte, dem Englischen und der Urdu Sprache unterrichtet werden. Ist es auch kein eignes Haus, sondern nur eine freundlich eingerichtete Mietswohnung, so hoffen wir doch, daß der mehrmonatliche Aufenthalt in unserem Schwesterheim unseren Lehrerinnen zum Segen werden wird.

Seit dem Jahre 1882 meldeten sich 104 Aspirantinnen, im Jahre 1896 allein 18. Aber nur ein kleiner Teil derselben erwies sich als brauchbar; ein großer Teil durfte vorläufig wegen des jugendlichen Alters oder wegen der von seiten der Verwandten bereiteten Hindernisse nicht aufgenommen werden. Zur Zeit befinden sich zwei Aspirantinnen im Heim, mit 5 oder 6 wird noch unterhandelt. In diesem Jahre hat leider keine ausgesandt werden können, obwohl vom indischen Arbeitsfelde der dringende Ruf nach 4 neuen Arbeitskräften, von denen 2 wozu möglich auch einige ärztliche Ausbildung haben sollten, an uns erging.

Zur Beschaffung der jährlich nötigen Geldmittel (12—13000 M.) haben die über ganz Deutschland verstreuten 74 Hilfsvereine und die ausgegebenen Pfennig-Sammelbücher das meiste beigetragen. Die Hilfsvereine haben durch die Berichte beurlaubter Schwestern und die rege Korrespondenz eines Vorstandsmitgliedes viel neue Anregungen empfangen und bieten durch ihre Gaben und Fürbitten dem Verein einen festen Rückhalt. Das monatlich erscheinende Vereinsblatt, bis vor kurzem das einzige derartige in ganz Deutschland, erscheint in einer Auflage von 1050 Exemplaren. („Missionsblatt des Frauenvereins für christliche Bildung des weiblichen Geschlechts im Morgenlande“, zu haben bei der Buchhandlung der Berliner ev. Missionsgesellschaft, Berlin N.O. 43. Friedenstraße 9 und Frä. v. Walsleben, Berlin W. 9, Schellingstr. 12, für jährlich 1,50 M., in Berlin 1,20 M. portofrei.)

Von den seit 1857 ausgesandten 23 Lehrerinnen stehen noch 13 in der Arbeit: 6 arbeiteten im Anschluß an verheiratete — meist deutsche — Missionare der Ch. M. S. in Indien unter deren Leitung und sind direkt mit dem Vorstand in Berlin verbunden. 6 andere sind auf ver-

schiedenen Stationen anderer Missionsgesellschaften in Indien thätig als Lehrerinnen oder Ärztinnen in Senanas, in Schulen oder in der Dorfmission, und die 13. dient dem Herrn in der Rheinischen Mission auf Sumatra.

Das Hauptarbeitsfeld des Vereins ist Sekundra bei Agra in den Nordwest-Provinzen Indiens. In dem dortigen Mädchenwaisenhause erziehen unsere Lehrerinnen etwa 100 Mädchen von der Kleinkinderschule an bis zur Bildungsstufe für Lehrerinnen und Bibelfrauen. Die meisten Zöglinge verlassen zwar mit der Konfirmation die Anstalt, um sich zu verheiraten. Sind doch die von den deutschen Lehrerinnen an Feiß, Ordnung und Sauberkeit gewöhnten und zu allen häuslichen Arbeiten angehaltenen Mädchen gesuchte Bräute für Lehrer, Katechisten, Unterbeamte und Handwerker. Doch helfen sie auch so, als christliche Hausfrauen und Mütter, in aller Stille mit an der Umwandlung des indischen Familienlebens. Andere dagegen arbeiten auch unmittelbar als Bibelfrauen und Lehrerinnen an der Ausbreitung des Evangeliums unter ihren Landsleuten. Aber auch die Senana- und Dorfmission ist seit 1885 von Sekundra aus in Angriff genommen. 40 Dörfer konnten besucht, Schulen gegründet und 11 Erwachsene für die heilige Taufe vorbereitet werden.

Eine unserer Schwestern arbeitet in dem schöngelegenen Bergdörfchen Dharmasala bei Kangrah im Panjab am Fuße des Himalaya unter einem sehr empfänglichen Bergvolke. Fehlt es auch nicht ganz an Erfahrungen von heidnischem Fanatismus, kostet die Arbeit in den wilden, unwegsamen Bergen auch viele Mühe, so rühmen unsere indischen Missionarinnen doch übereinstimmend mit Dank gegen Gott die große Wandlung, die sich in Bezug auf die Bildung des weiblichen Geschlechts in Indien in den letzten Jahren und Jahrzehnten vollzogen hat. Nicht nur die einfachen Frauen in den Dörfern, sondern auch die vornehmen Bewohnerinnen der großstädtischen Senanas zeigen großes Verlangen nach christlicher Bildung, und bereitwillig öffnen Gatten und Väter den Lehrerinnen ihre Frauengemächer, um auch ihren Frauen und Töchtern zu europäischer Bildung zu verhelfen. Das große indische Erntefeld ist für die Frauenmission erschlossen. Unser Verein ist dringend um die Aussendung von 4 neuen Kräften gebeten, die im Anschluß an deutsche Missionshepaaire arbeiten sollen. Möchte uns doch Gott die geeigneten Kräfte bald schenken! (Anmeldungen mit Einsendung von Zeugnissen sind zu richten an die Vorsitzende Frau Generalin von Doering, Berlin W.,

Schellingstr. 13. Erforderlich ist mindestens ein Lebensalter von 24 bis 25 Jahren.) Statutenmäßig hat unser Verein auch die direkte Missionsarbeit an den Frauen und Mädchen in dem jeden Christenherzen so teuren heiligen Lande zu betreiben. Aus Mangel an Kräften und einer geeigneten Arbeitsstätte muß er sich jedoch zur Zeit damit begnügen, für 2 Lehrdiakonissinnen an der Kaiserswerther Mädchen-Erziehungsanstalt Talitha Kumi die Gehälter zu bezahlen. Gott schenke uns bald die Verwirklichung dieser hoffnungsreichen Aufgabe!

Der Heiland hat befohlen: Predigt das Evangelium aller Kreatur! Und 500 Millionen Frauen und Mädchen leben noch auf der Erde, die ihn nicht kennen, und die vielfach nur durch die Arbeit weiblicher Missionare erreichbar sind! Darum vorwärts im Namen Jesu! Schwestern helft, daß euren heidnischen Schwestern das Evangelium gebracht werde!

Die modernen Allianz-Missionen.¹⁾

Von P. Berlin.

I. Die internationale Allianzmission.

„Wir stehen am Ende einer Woche von Jahren. Vor 7 Jahren landete Rev. Wm. Hunter Reid mit zwei andern Allianzmissionaren an den Ufern des Kongo und ließ William Cassidy auf seinem Wege nach China sein Leben an den Gestaden von Japan. Heut ist Mr. Reid umgeben von einer Schar von fast 40 Missionaren, welche 9 wohl eingerichtete Stationen im Gebiete des Kongo-Freistaates, nördlich vom Kongo, besetzt halten, und von der chinesischen Mauer im Norden bis zum südlichen Gestade bei Macao drängt ein Heer von fast 100 Missionaren vorwärts, um das Land für Gott in Anspruch zu nehmen. Seit jener Zeit ist eine Schar von über 300 Missionaren aus unserer Mitte nach fast jeder Himmelsrichtung hin ausgegangen, um für Christum unter den Heiden zu zeugen.“²⁾

¹⁾ Quellen: Einige Flugschriften und die Jahresberichte der I. M. A. von 1891 ff., Berichte der Missionare in Sanningsvittnet, Trosvittnet, Chicago-Bladet, Hemlandsvännan u. a. Bl., Mitteilungen von Franjon.

²⁾ Wie bedeutend und von welchem Enthusiasmus getragen diese missionarische Allianzbewegung ist, möge sofort der Bericht über eine große Missions-Feldversammlung veranschaulichen, die am 9. August des vorigen Jahres zu Old Orchard Me. stattfand. Der Enthusiasmus und die Aufopferung, welche da an

Eine Missionsgesellschaft, die ihren achten Jahresbericht mit solchen Worten eröffnen kann, muß unsere Aufmerksamkeit und Teilnahme erregen, denn ein derartiges Wachstum ist in der Missionsgeschichte ohne Gleichen; die China-Inland-Mission, die so schnell gewachsen ist, hatte nach 15 jährigem Bestehen etwa erst 100 Missionare. Und wenn jene Missionsgesellschaft selbst auf die siebenjährige Periode Gewicht legt und sie als eine Zeit der Pflanzung und Vorbereitung für den kommenden Herbst ansieht, so dürfte es wohl berechtigt sein, auf die Thätigkeit und die Art dieser Missionsgesellschaft einen prüfenden Blick zu werfen. Es ist die Internationale Allianzmission (The International Missionary Alliance) in Amerika, um die es sich hier handelt. Sie ist hervorgegangen aus der „Christlichen Allianz“, welche als eine Frucht der religiösen Bewegung

den Tag gelegt wurde, steht ohne Zweifel einzig in der Geschichte der Mission da. Nach einer Gebetsversammlung, welche am Sonnabend Abend gehalten wurde und bis Mitternacht dauerte, hielt Dr. Simpson am Sonntag Vormittag eine Predigt, welche eine merkwürdige Wirkung hatte. Er ermahnte die Anwesenden auf das beweglichste, sich selbst in Gottes Dienst zu stellen und von ihrem Eigentum für die Mission zu opfern. „Gott hat mit seinem Segen jedes opferreiche Missionsfeld geehrt. Wir haben Gräber in Afrika und ich danke Gott für sie. Laßt tausende fallen, aber Afrika möge erlöst werden. Brüder, erwählt das beste Teil. In der gegenwärtigen (amerik.) Wahlcampagne wird Geld genug vergeudet werden, daß man damit die Welt in fünf Jahren evangelisieren könnte. Gott helfe euch, weise zu wählen!“ Darauf sprach ein von China heimgekehrter Missionar, wonach Simpson fragte: „Wie viele unter euch wollen sich für die äußere Mission opfern, soweit Gott euch führen will?“ Da erhoben sich 100 junge Männer und Frauen. Das war mehr als Simpson erwartet hatte, und mit bebender Stimme und Thränen in den Augen sagte er: „Gott segne euch. Der heilige Geist ist hier.“ Darauf sollte die jährliche Kollekte eingesammelt werden. Die erste, welche ihr Opfer mit 1 Doll. darbrachte, war ein Weib, das, um dieses Scherlein geben zu können, seit Freitag gefastet hatte. Der nächste gab 2 Dollar und der dritte 25 000 Doll. Nun war die Bewegung richtig im Gang, Summen von 100, 200, 500, 1500 Doll. strömten ein, und viele gaben alles was sie hatten, nahmen dazu ihre Ringe, Diamanten, Uhren, Ketten, Haarschmuck und goldne Brillen ab, ja etliche gaben ganze Häuser. Ein Mann gab 10 000 Doll. Ein anderer gab sich selbst und sein ganzes 25 000 Doll. betragendes Vermögen für die Mission. Nun war die Summe auf 85 512 Doll. gestiegen. „Brüder, können wir sie nicht gerade auf 100 000 Doll. bringen?“ fragte Simpson. Und sofort kamen neue Ströme. Die, welche mit den Körben umhergingen, kamen mit ihnen aufgehäuft zurück. Junge Männer gaben sogar ihre Velocipede. Nach einer kleinen Weile war die Summe auf 100 500 Doll. gestiegen. Nun dankten sie Gott und sangen mit dem größten Enthusiasmus ein Loblied.“ (Sann. V. 1896. Nr. 37, bilaga.)

in den letzten beiden Jahrzehnten bezeichnet wird und im Sommer 1887 gegründet wurde, „um in christlicher Gemeinschaft als Zeugnis einer rein brüderlichen Allianz, die große Zahl von geheiligten Christen in den verschiedenen evangelischen Kirchen zu vereinigen, welche an den Herrn Jesus glauben, als an den, der da erlöst, heiligt, heilt und kommt.“ Die Allianz wollte keine neue kirchliche Körperschaft sein, sondern sich damit begnügen, auf dem Grunde des „vierfältigen Evangeliums“ (von der Erlösung, Heiligung, Heilung und Wiederkunft) ihre Genossen durch Gemeinschaft und Gebet zu den verschiedenen Formen christlicher Glaubens- und Liebesarbeit zu ermutigen und zu stärken, überall ein tieferes christliches Leben anzuregen und so die Wiederkunft des Herrn vorzubereiten. Die christliche Allianz, auf das Werk der Heidenmission übertragen, ergab die internationale Allianzmission (I. M. A.). Die Stifter der christlichen Allianz waren auch die Begründer der Allianzmission, und von dem Grundsatz ausgehend: „Das Missionsinteresse ist die Hauptpflicht (chief business) eines jeden Christen“, trachteten sie „das Werk der äußeren Mission und der Evangelisation der Welt zu dem großen Ziele aller christlichen Thätigkeit zu machen.“ Im folgenden Jahre, 1888, sandte die I. M. A. ihre ersten Boten aus.¹⁾ Ihr Organ ist die Wochenschrift The Christian Alliance in New York, ihre Leitung liegt in der Hand eines in verschiedene Ausschüsse gegliederten Board.²⁾ Überschauchen wir zuerst den gegenwärtigen Stand ihrer Arbeit auf den einzelnen Feldern und folgen dabei der geographischen Ordnung.

I. Afrika.

1. Am K o n g o begann die Arbeit 1888, als Miss. Reid mit zwei Begleitern dort eintraf. Das Arbeitsgebiet ist das nördliche Ufer des unteren Kongo, zwischen diesem und dem Tschiloango, 200 engl. Meilen lang, 100 breit, eine Gegend, in welcher außer einigen Taylorschen Stationen keine evangelische Mission zu finden ist, bis im Osten die schwedischen Stationen sich anschließen. Reid gründete in Ngangila (bei Vivi) die erste Station und ging dann in nördlicher Richtung über Bungu, das sich bald hoffnungsvoller als Ngangila entwickelte, weiter vor. Zahlreiche Verstärkungen, welche die Verluste durch den Tod wieder ausglich und sogar eine Unterstützung der schwedischen Station Diabia gestatteten, ermöglichten die

¹⁾ Die Angaben bei Gundert, die ev. Miss. 3. Aufl. S. 52 sind nicht ganz zutreffend.

²⁾ Die Vereinigung der „Christlichen Allianz“, und der F. M. = A. ist geplant und vermutlich jetzt schon erfolgt, sie soll die Organisation vereinfachen.

Besetzung neuer Stationen. Die Bevölkerung zeigte sich freundlich, einzelne Häuptlinge wurden gewonnen, die Kongoregierung lud ein, in Boma eine Station zu gründen, und so entstand in der Hauptstadt des Kongo-staates eine evangelische Kapelle. Reid, der das Klima gut vertrug und durch 6 Jahre nicht vom Fieber angegriffen wurde, leitete als Superintendent von Ngangila aus die Mission und visitierte sie 1895, nachdem er von einem Besuche in Amerika zurückgekehrt war, zog einzelne weniger günstig gelegene Stationen ein und gründete neue, und so finden wir jetzt folgende Stationen: Boma, Ngangila, Bungu, Kiama, Mazinga, Maduba, Dyema, Kinkonzi, sowie an der Küste die 1895 angelegte Gesundheitsstation Kabinda (auf portugiesischem Gebiete), mit 25 männlichen, 20 weiblichen Missionaren und 7 eingeborenen Evangelisten. Die in den letzten beiden Jahren ausgesandten Missionare haben bereits in der Heimat einen sechsmonatlichen Kursus in der Landessprache durchgemacht und sind dadurch schon bei ihrer Ankunft für die Arbeit tüchtiger gewesen. Fleißige Reisen im Lande haben Missionare und Eingeborene mit einander bekannt gemacht und Vertrauen hergestellt, so daß die ersteren schon einen gewissen Einfluß ausüben. Hauptgegenstand der Arbeit ist die jüngere Männerwelt, die man in Knaben- und Jünglingsschulen sammelt, um sie für den Heiland zu gewinnen und womöglich zu Evangelisten auszubilden. Zur Zeit befinden sich 163 meist getaufte Knaben und Jünglinge in den Schulen, die auf den meisten Stationen eingerichtet sind; in Ngangila hat man auch schon eine Frauenschule. Die Gesundheitsverhältnisse haben sich gebessert, im J. 1895 ist nur ein Todesfall eingetreten, während bis 1893 schon 10 Todesfälle unter 40 Ausgesandten vorgekommen waren.¹⁾ Mit den geistlichen Fortschritten der Arbeit ist man zufrieden. Die Schulen haben zugenommen, viele unter den christlichen Jünglingen besuchen Sonntags ihre Freunde und bezeugen ihnen den Heiland, den sie gefunden; die älteren Leute sind freilich wenig zugänglich. Man plant weiteres Vordringen über den Kongo hinaus in der Richtung auf den Tanganjikasee, wozu allerdings mindestens 100 Missionare erforderlich wären.

2. Im Sudan an der Sierra Leoneküste übernahm die I. M. A. 1892 die dort seit 3 Jahren von unabhängigen Missionaren getriebene Arbeit, doch zeigt diese Mission eine gewisse Unruhe, die auf den Mangel einer sicheren Leitung und auf eine zu große Willkür der einzelnen ar-

¹⁾ Und 1896 wieder 4.

beitenden Missionare schließen läßt. 5 Stationen sind hier im Laufe der wenigen Jahre wieder aufgegeben worden. Hier hatte Miss. Kingman die Leitung. Er sollte später nach Indien gehen, aber Spaltungen, die in der Sudanmission eingetreten waren, bewirkten, daß er nach dem Sudan zurückging, und es gelang ihm, dort wieder befriedigende Verhältnisse zu schaffen. Die Arbeit dort geschieht unter den Temne, am Rokellefluß aufwärts. Freetown mit einem Missionshause dient als Basis, Magbele am Rokelle als Transportstation; Ro Bethel, Makomp und Tubabudungo (weiter aufwärts) sind die eigentlichen Arbeitsstationen, die man als „Schrittsteine“ bezeichnet, um über Farina (am Niger, französisch) zu den Mandingo vorzudringen. Einerseits Timbuktu, andererseits der Tschadsee gilt als Ziel. Auch hier zeigt sich die Jugend am zugänglichsten, in Magbele und Ro Bethel hat man die Arbeit auch auf die weibliche Jugend ausgedehnt. Vier junge Eingeborene haben als Evangelisten Dienste geleistet. In Ro Bethel waren 8 Getaufte und 6 Taufkandidaten; 13 Knaben und 8 Mädchen besuchten die Schule. Sie werden von der Mission unterhalten; ihre Zahl zu vergrößern, wäre den Missionaren sehr erwünscht, aber ihre Unterhaltung und die dazu nötigen Bauten erfordern größere Mittel; zwei kleine Dampfer für den Verkehr auf dem Flusse würden der Mission auch gute Dienste leisten. Das Klima hat viele Opfer gefordert, der vorletzte Bericht erwähnt 4 Todesfälle, der letzte einen, Kingman selbst hat auf den kanarischen Inseln wieder Erholung suchen müssen. Es arbeiten dort jetzt 12 Männer und 3 Missionsfrauen. Die ärztlichen Kenntnisse des Miss. Hubby haben der Mission gute Dienste geleistet.

II. Asien.

3. Palästina. In Jerusalem und Hebron sind Stationen. Die Arbeiter haben mehrfach gewechselt. Die Arbeit geschieht hauptsächlich durch unverheiratete Frauen an den arabischen Frauen. In Hebron hält Miss. Murray eine Schule mit ca. 50 arabischen Kindern und wirkt evangelisierend in der Umgegend. Diese Arbeit soll nach der Ankunft von neuen Kräften energischer in die Hand genommen werden; die Gegend des alten Moab ist dazu ausersehen. Außer Murray und seiner Frau sind Missionarinnen thätig.¹⁾

4. Weit bedeutender ist die Thätigkeit in Indien, das zu den ersten Arbeitsgebieten der I. M. A. gehört. Sie hat hier einige „unabhängige“ Missionen in Puna und Nord-Berar übernommen, und in

¹⁾ Von einer kleinen 1891 erwähnten Arbeit in Arabien ist hernach nicht wieder die Rede gewesen; sie muß wohl aufgegeben sein.

den ersten Jahren hauptsächlich in Nord-Berar gearbeitet. Die Leitung hat hier Superintendent Fuller. Man hoffte, Berar mit seinen 3 Millionen Einwohnern mit 50 Missionaren in 5 Jahren „evangelisieren“ zu können, an zahlreichen Verstärkungen hat es auch nicht gefehlt, aber das „Evangelisieren“ scheint doch nicht so schnell zu gehen. Akola ist die Hauptstation, eine Industrieschule für Knaben besteht hier, ein christliches Blatt (The India Alliance) wird herausgegeben, eingeborene Gehilfen stehen in Arbeit, die Jahresversammlung der Missionare wird hier gehalten, an der 1893 der visitierende Generalsekretär Rev. A. B. Simpson aus New York teilgenommen hat. Die anderen Stationen in Berar sind: Khamgaon (mit Mädchenschule), Shegagon, Buldana, Amraoti, (von den Freischotten überlassen), Murtizapur, Chandur, Mulkazur, auf denen 13 männliche und 18 weibliche Missionare arbeiten und während der trocknen Jahreszeit fleißig Evangelisationsreisen machen. Bei Akola wurde im Frühjahr 1895 ein camp-meeting mit den eingeborenen Christen gehalten, wobei diese eine Woche lang in Grasshütten oder Zelten wohnten und manche von ihnen „den h. Geist erst zu kennen bekamen.“ — Von Berar aus ist die Arbeit weiter gegangen nach Kandesch und Gudscharat. In der ersteren Provinz sind 3 Stationen (Jalgaon, Chalisgaon, Pachora) mit 5 Missionaren (deren einer verheiratet), in letzterer auch 3 (Ahmedabad, Kaira, Kapadvanj) mit 7 männlichen und 8 weiblichen Missionaren. Im J. 1895 hat die I. M. A. in Bombay ein Central home errichtet, das nicht bloß das Hauptquartier der Mission und eine Raststätte für reisende Missionare sein, sondern auch ein Mittelpunkt der Thätigkeit unter der englisch redenden Bevölkerung von Bombay werden soll. Außer dem Sup. Fuller sind noch 1 Missionar und 3 Frauen dort stationiert. Die indische Statistik weist 1895 auf: 91 Getaufte (wovon 48 auf Akola kommen), 14 Taufbewerber, 17 Sonntagschulen mit 505 Besuchern; Evangelien, Traktate u. s. w. sind verbreitet worden. 31 Missionare bestanden ihre Sprachprüfung; zur Errichtung einer Ausbildungsanstalt für eingeborene Evangelisten ist eine Schenkung von 5000 Doll. gemacht worden.

5. In China hat die I. M. A. an verschiedenen Stellen eingesetzt, zuerst in Centralchina, wo wir am Nantsekiang die Stationen Wuhu (1891 zeitweise wegen Unruhen aufgegeben), Tutung, Hanjanhsien, (nördlich vom Fluß, Prov. Nganwhei) und Wutschang (Prov. Hupeh) finden.¹⁾

¹⁾ Der neueste Bericht nennt auch noch Nang ling shien, Nanchi, Tjing iang shien und Tong ling shien als Stationen, zum Teil in Pr. Honan.

Wuhu ist die Hauptstation und jetzt mit einem dreistöckigen Missionshause versehen, das für 30—40 Missionare Raum bietet und den ankommenden Missionaren während der 6—12 Monate, wo sie nur die Sprache zu lernen haben, Wohnung geben soll. Hier hat auch der Generalsuperintendent für China, Mr. Delacheur, seinen Sitz. In Wuhu wird besonders und mit Erfolg unter den Frauen gearbeitet („das Geheimnis für die Verbreitung des Evangeliums in China sind christliche Mütter“), eine Kapelle ist für sie eingerichtet, eine Nähsschule wird von ca. 70 Frauen besucht, eine Mädchenschule ist auch vorhanden. In den 3 andern Stationen sind kürzlich Knabenschulen eröffnet, die in Wutschang wird von 25 Knaben besucht, welche auch zum Sonntagsgottesdienst kommen. Die Predigt des Evangeliums findet Hörer, es fehlt auch an solchen nicht, welche Verlangen haben, die Wahrheit kennen zu lernen; einige Taufen sind vorgekommen, eingeborene Gehilfen sind in Arbeit. Zahlen über die bisherigen Erfolge finden sich in den Berichten zu vereinzelt, um ein Bild davon zu gewinnen. 15 Missionare und 13 Frauen arbeiten in Centralchina, für die künftige Thätigkeit hat man die Provinzen Hupeh und Honan ins Auge gefaßt.

Im südlichen China wurde die Arbeit 1893 durch Missionar Reeves und Frau nebst einem christlichen Chinesen aus San Franzisko aufgenommen. Sie ließen sich zuerst in Kanton nieder, um die Sprache zu lernen, Reeves machte verschiedene Reisen auf dem Westfluß in die Provinz Kwangsi, welche, als bisher noch fast unberührt vom Evangelium, für die künftige Thätigkeit ausersahen war. In den folgenden Jahren kamen Verstärkungen, so daß nun 13 Missionare für die Arbeit in Süchina bereit, oder doch in Vorbereitung sind. Missionar Delacheur hat hier eine Visitation gehalten (Januar 1895), um den Plan für die künftige Arbeit festzustellen. Eine große Ermutigung ist es für die Missionare gewesen, daß 2 Eingeborene aus einem Orte in Kwangsi, den die Missionare bei ihren Reisen besucht hatten, sich zu Boot aufmachten, um ihnen zu danken und sie zu neuem Besuche einzuladen; ihr Boot verkauften sie, um von dem Erlöse die Fahrt mit dem Dampfer nach Macao zu bestreiten und dort Gottes Wort zu hören. Der letzte Bericht giebt als Stationen Macao, Pakhoi und Tungtsun an.

Zwei Jahre früher als in Süchina ist die Missionsarbeit in Peking, hauptsächlich durch Missionarinnen an Frauen, begonnen worden, unter Leitung von Miß Duow, die früher einer Presbyterianermission angehörte. Sie hat dort ein Haus erworben, die Berichte reden von

einigen Befehlungen. In Tientsin ist 1895 eine Transportstation gegründet worden, hauptsächlich im Interesse der Mission in Nordchina. Diese ist als eine Wirkung des Aufrufs anzusehen, durch den die Missionskonferenz in Shanghai 1890 um 1000 Missionare für China in den nächsten 5 Jahren bat. Im J. 1892 wurden der I. M. A. 200 schwedische Missionare angeboten, welche der Evangelist Franson in seiner Heimat gewinnen wollte. Man ging darauf ein und setzte große Hoffnungen auf diesen Plan. Franson warb auch junge Männer und Mädchen und bereitete sie durch Bibelfurse für ihren künftigen Beruf vor. Doch rief die Ausführung dieses Planes viele Bedenken hervor (Allgem. M.-Z. 1893 S. 544), und auch in Amerika wurde man bedenklich und be-
 anstandete nach der Aussendung der ersten 45 (die 1893 in China an-
 kamen), weitere Aussendungen, oder machte sie wenigstens davon abhängig, daß die Auszusendenden erst einige Zeit in dem Training College der I. M. A. in New York zubringen sollten, um näher geprüft zu werden. Die finanziell ungünstige Zeit in Amerika, sowie der chinesisch-japanische Krieg verursachten weiteren Aufschub; einer der Vorsteher der I. M. A., Rev. Wilson, reiste 1894 selbst nach Schweden, um die dortigen Missions-
 kandidaten näher kennen zu lernen, und stellte, weil man den Eifer, die Unermüdblichkeit und die Treue der Schweden zu schätzen gelernt habe, die Aussendung einer kleineren Zahl in Aussicht. Endlich konnten im
 Januar 1896 16 Missionskandidaten (darunter 10 weibliche) aus Schweden nach China abgehen und sind dort im April angelangt. Ursprünglich hatte man für die Schweden die entlegene Provinz Sz-Tschuen in Aussicht genommen, einzelne waren auch in Tschekiang stationiert; doch entschied man sich nachher, sie des für sie zuträglicheren Klimas wegen nach dem Norden zu senden, und so ist der nördliche Teil von Shanxi, wo sie auch ihre Landsleute vom Heiligungsbunde antrafen, ihr Hauptquartier geworden, 14 Tagereisen von Peking, jenseits der chinesischen Mauer. Kueihuacheng (auf manchen Karten Kufuchoto genannt), Paoteo (am Hoangho) und Salassi wurden die Mittelpunkte, um welche sich die Arbeit ordnete, Emanuel Dissen, ein Missionar des Heiligungsbundes, der bereits seit 1890 in China wirkte, wurde zum Lokalsuperintendenten bestellt. Er war akademisch gebildet, eine hervorragende Persönlichkeit, „von starkem Glauben, viel Gebet, großer Demut, Reinheit, Freundlichkeit und Selbst-
 verleugnung“, aber ein so entschiedener Vertreter der „apostolischen“ Missionsmethode, daß er die älteren Missionare für träge und untreue Diener, ja für Feinde des Kreuzes Christi hielt (Miss. Förb. 1893 S. 260).

Seine Weise zu missionieren ergibt sich aus einem Bericht über seine Thätigkeit.¹⁾

Da erzählt er von der Befehrung eines groben Sünder's, der zu jeder Schlechtigkeit, auch zum Morde bereit war, wenn er Nutzen davon hatte. „Wie konnte er so schnell gerettet werden? Nun, gerade so, wie große Sünder in Amerika, England und Schweden gerettet werden. Man sagte ihm, niederzuknien und den Herrn um Vergebung seiner Sünden zu bitten; er war dazu bereit, weil einige junge Leute aus Paoteo da waren, die auf diese Weise gerettet waren und deren Leben er kannte.“ Für die Neubefehrten veranstaltete er Bibelfurse von 2—3 Wochen zu „planmäßigem Bibelunterricht“. „Ich glaube, wenn ich 2—3 Wochen an jedem Orte bleibe und jeden Tag Versammlung halte und Unterricht erteile, dann haben sie genügend Zeit, die Grundgedanken der Bibel kennen zu lernen und Gottes großen Heilsplan in etwa zu verstehen, vorausgesetzt, daß mehrere chinesische Brüder mir nach allen Seiten hin helfen. Ist jemand sehr begierig, mehr zu erfahren, als während meines Aufenthalts an dem betr. Orte möglich ist, so wird er mir gern anderswohin folgen und dort mehr lernen. — Natürlich halte ich es für sehr wichtig, chinesische oder europäische Brüder an den Orten zurückzulassen, wo Befehrte gesammelt worden sind, damit diese in ihrem Glauben wachsen und auch lernen, das Christentum im täglichen Leben üben. Wo jedoch niemand bleiben kann, da wird der heilige Geist die Neubefehrten weiter führen auch ohne die Hilfsmenschlicher Werkzeuge.“

Olssons Eifer, der ihn keine Ruhe und Schonung suchen ließ, führte seinen frühen Tod herbei (19. 1. 1894.), worauf ein anderer Olsson die Leitung erhielt. Die Arbeit, verbunden mit werktätiger Fürsorge in Hungersnot um Paoteo 1893, dehnte sich weiter aus, die schwedischen Missionare und Missionarinnen machten viele Reisen in Shansi, Shensi, Kansuh²⁾, predigend und zur Guitarre singend, Bücher verkaufend und Traktate austeilend, Kranke heilend und Opiumknechte erlösend, bald mit Erfolg, bald ohne Erfolg, hier freundlich aufgenommen, dort verjagt, unter allerlei Gefahren des Herrn Hilfe erfahrend, der auch auf unbegabten Gefilden zu schützen vermag. Die genannten Provinzen boten viel Raum, sie sind jetzt von 20 Stationen besetzt. Auch die Mongolei schien geneigt, der Botschaft des Evangeliums die Thür zu öffnen, wenigstens wurde 1894 berichtet, daß ein Mongolenthan den Missionar Larsson eingeladen hat, bei ihm zu missionieren, und daß dieser mit einigen andern die mongolische Sprache zu erlernen anfang, der „Report“ von 1895 nennt ihn auch in Uago³⁾ (Mongolei) thätig, einige andere

¹⁾ Deutsch abgedruckt im Varmer Chinaboten, Januar — März 1894.

²⁾ Einige Reiseberichte im Varmer Chinaboten, Juni 1896.

³⁾ Franzen nennt die Station Urga „mitten in der Mongolei.“ Ein Uago finde ich auf den mir zugänglichen Karten nicht; es ist vielleicht falsche Schreib-

Missionare sind in Ningsiasu (Kansuh) an der Grenze der Mongolei stationiert, auch von Kalgan und Uangjesu wird die Mongolei in Angriff genommen. Eine Anzahl der Stationen hat Francon in Begleitung des visitierenden Gen.-Sup. Lelacheur 1894 selbst besucht und dabei mit den von ihm vorbereiteten Missionaren Konferenzen gehalten. An den größeren Orten sind besondere Stationen, wo die Missionarinnen wohnen, die auch durch Hausbesuche bei den Frauen wirken. Jährliche Konferenzen in Kueihuacheng führen die Missionare aus ihren zerstreuten Wohnplätzen zur gemeinschaftlichen Erbauung und Beratung über die Missionsangelegenheiten zusammen. Die Stationen die der letzte Report aufzählt, sind: Kueihuacheng (2 Stat.), Behsietzi, Behriboshaa' (Paorihö), Nishihkiatsi, Totocheng, Tjinghuihotsi, Tatai, Baoteo (2 Stat.), Saritsing, Salatsi, Fencheng (2 Stat.), Ningsiasu, Wangufu, Kingkipsi, Pingloh, Tchenmoh, Uago (Urga?). Statistische Angaben fehlen, die Zahl der Bekehrten wird auf mindestens 50 geschätzt, eingeborene Helfer werden mehrfach mit Anerkennung erwähnt, Schulen sind vorhanden; bei ihrer Wichtigkeit wird in einem Bericht ihre Vermehrung als wünschenswert bezeichnet. Über die Verwüstungen, die das Opium in diesen Gegenden anrichtet, wird öfter geklagt, selbst die Kinder werden in das Opiumverderben hineingezogen.

Die jüngste Arbeit in China ist die Begründung einer Mission in Tibet. Dieses Land hat seiner Verslossenheit wegen die Augen der Missionsfreunde ganz besonders auf sich gezogen, namentlich seit Annie Taylor so kühne Versuche zur Öffnung des Landes gemacht hat. Während andre von Indien her in Tibet einzubringen suchen, hat die I. M. A. von Osten her einen Angriff unternommen. Die Missionare Simpson und Christie haben nach längerem Aufenthalt in Peking zum Studium der tibetanischen Sprache sich 1895 aufgemacht und in Taocheo (Kansuh), 2250 engl. Meilen von Shanghai, an der Grenze von Tibet sich niedergelassen, in einem Gebiet, das die Tibetaner schon als zu der Tibetprovinz Amdoa gehörig ansehen, und von wo aus viel Handel mit Tibet getrieben wird. Christliche Predigt ist in dieses 8—9000 Fuß hohe Bergland noch nicht gedrungen, das Opium aber ruiniert selbst die Kinder an der Mutterbrust. Der Buddhismus herrscht uneingeschränkt, man hofft ihn zerstören zu können, wie das große Erdbeben 1894 in Lhasa das heilige Buddhistenkloster zerstört hat.

weise. Nach Fros B. 96, Nr. 11 ist Urga in der nördlichen Mongolei Sitz des norwegischen Freimissionars S. O. Rästegaard, während Larsson hiernach in Kalgan ist.

6. Japan. Hier hatte die I. M. A. 1891 2 Stationen, in Kobe und ein Erziehungshaus für Mädchen, welches bald in andere Hände überlassen wurde, um die Kräfte mehr zur Evangelisation zu verwenden. Als der Generalsekretär Simpson 1893 auf seiner Visitationsreise nach Japan kam, wurde ein mehr planmäßiges Vorgehen vereinbart. Die bisher noch unbesezte an der Nordküste gelegene Provinz Iwami und Umgegend wurde zum Arbeitsplatz ersehen und beschlossen, mit Rücksicht auf das starke Nationalbewußtsein der Japaner die Arbeit hauptsächlich mit eingeborenen Gehilfen zu betreiben, weshalb einige der Arbeiter nach Amerika zurückkehrten. Die Leitung liegt in den Händen des Sup. Rev. Gulick, dem neuerdings der Schwede Lindström zur Seite getreten ist; 17 eingeborne Evangelisten (3 davon mit ihren Frauen) wirken auf den Stationen Myoshi, Shobara (Prov. Bingo), Omari (Prov. Iwami) und Himeji (Prov. Aki); auch in Tokio arbeitet ein Evangelist. Die Vermehrung der Zahl der eingeborenen Gehilfen, für deren Freudigkeit und Standhaftigkeit es nicht an Proben fehlt,¹⁾ wird als nötig bezeichnet, ebenso eine größere litterarische Thätigkeit. Die Stimmung im Volk ist schwierig, die Regierung nicht feindlich. Im letzten Jahre sind 5 Japaner getauft, Gulick hat viele Predigtreisen in Iwami und Bingo unternommen. Die Arbeit ist noch zu jung, als daß man große Wirkungen erwarten könnte.

III. Amerika.

7. In Westindien sind auf der Insel Haiti verschiedene männliche und weibliche Arbeiter, die mehrfach gewechselt haben, an mehreren Orten thätig gewesen, in Kap Haiti, San Domingo, Port au Prince, San Pedro. Die Arbeit an der unter traurigen sittlichen Verhältnissen lebenden und bis zu den „Tiefen des Heidentums“ sinkenden Bevölkerung — namentlich weiblichen — wird als „auswärtige“ Mission eigentlich nicht angesehen. Am stetigsten scheint die Arbeit in San Domingo betrieben zu sein, wo eine Kapelle erworben ist; in Port au Prince sind etwa 50 Seelen gesammelt. Auf diesen beiden Stationen wirken 5 (darunter 3 weibliche) Missionare.

8. Brasilien. In Yahu (Prov. San Paolo) hat Missionar Novells 1894 eine Anstalt gegründet, um Evangelisten auszubilden (Biblico Instituto Carolina Greer), und sie mit 11 Zöglingen eröffnet, sie soll mit Hilfe einer Farm erhalten werden. Auch eine Schule für Kinder

¹⁾ (Lindströms Bericht in Missionsbullet 1895/21).

bedeutend, sie umfaßt nur 39, mit den Anmerkungen 56 Seiten, aber sie ist durch ihre inhaltliche Gediegenheit, ihren Stoff- und Gedankenreichtum, ihre Richtigkeit und Gesundheit im Urteil, ihre Freiheit von doktrinären Abstraktionen und die prägnante Knappheit ihrer Darstellung wertvoller als manche weitläufige Missionsgeschichte. Von besonderem Werte sind die zahlreichen Anmerkungen, die nicht nur für den umfangreichen Fleiß des Verfassers in der Durchforschung der Quellen-Litteratur bereitede Zeugnisse, sondern auch willkommene, wenn auch nicht ganz vollständige Wegweiser für ein selbständiges Missionsstudium sind. Abgesehen von einigen Kleinigkeiten, z. B. daß das Wuppertal in den Norden Deutschlands verlegt wird (S. 5), was wohl nur ein Schreib- oder Druckfehler ist, daß der Westen Deutschlands dem Osten in der Missionsbewegung gefolgt sei (S. 10), daß Neuendettelsau erst seit der deutschen Kolonialära die Heidenmission in ihr Arbeitsprogramm aufgenommen habe (S. 19)¹⁾, daß die Übersiedlung westindischer Negerchristen nach Westafrika eine besondere Bedeutung unter den neuen Missionswegen beigelegt wird (S. 37), haben wir an dem geschichtlichen Überblick, den der Verfasser giebt, kaum ein Ausstellendes zu machen. Sowohl die genetische Darstellung der heimatischen Entwicklung der deutschen Mission, wie der allerdings sehr summarische Überblick über ihre tatsächliche Leistung für die Ausbreitung des evangelischen Christentums bietet in großen Zügen eine vortreffliche Orientierung. Auch der Einblick in die methodische Seite des deutschen Missionsbetriebs ist bei aller Kürze instruktiv. Wer also eine kurze und gute Orientierung über die Entwicklung der deutschen protestantischen Mission im 19. Jahrhundert sucht, dem sei das vorliegende Schriftchen bestens empfohlen.

2. **Kawerau:** „Warum fehlte der deutschen evangelischen Kirche des 16. und 17. Jahrhunderts das volle Verständnis für die Missionsgedanken der heiligen Schrift?“ Vortrag auf der schlesischen Missions-Konf. Breslau, Korn. 1896. Eine zweite erfreuliche Professorenarbeit, die allerdings wesentlich akademisches Gepräge trägt, weil ihr die unmittelbare Beziehung zur Mission der Gegenwart fehlt, aber von hohem, geschichtlichen Werte ist. Schon die Stellung des Themas deutet an, daß der Verfasser von der Thatsache als Voraussetzung ausgeht, daß nicht bloß die praktische Missionsthat, sondern selbst das volle Verständnis für den Missionsgedanken der alten, namentlich lutherischen Kirche gefehlt hat, und die kurzen Quellen-Beweise, die er dafür beibringt, werden doch endlich die Voreingenommenheit beseitigen, welche noch immer nicht darauf verzichten will, Luther und der alten lutherischen Kirche eigentliche Missionsgedanken unterzulegen. Der Hauptinhalt des Schriftchens beschäftigt sich mit der Darlegung der Gründe für den unleugbaren Thatbestand, daß der Kirche der Reformation der Missionsgedanke gefehlt hat. Wie mir, so genügt es auch Kawerau nicht, diese Gründe allein in der Überfülle der heimatischen Arbeit, dem Mangel an direkten überseeischen Beziehungen u. s. w. zu finden, sie liegen tiefer: in einer einseitigen und geschichtlich beschränkten Schriftauffassung, in der Eschatologie und besonders in der nachreformatorischen Zeit in der Theorie vom apostolischen Amt und seinem Unterschied vom Predigtamt. Ist auch vieles von dem, was der Verfasser beibringt,

¹⁾ Vergleiche dagegen A. M.-Z. 1886, 471. 1887, 276. 444.

nicht neu (vergleiche meinen „Abriß“ 7–16 und Grössel, Missionsgedanken in der lutherischen Kirche Deutschlands im 17. Jahrhundert N. M.-Z. 1894, 385 ff.) so ist doch alles auf Grund selbständiger Quellenstudien erarbeitet und durch sein ebenso erschöpfende, wie knappe Zusammenstellung geeignet, die betreffende Frage nicht nur übersichtlich, sondern auch abschließend zu erledigen.

3. **Hesse:** „Die Mission auf der Kanzel. Ein missionshomiletisches Hilfs- und Handbuch.“ 2. gänzlich umgearbeitete und vermehrte Auflage. Calw Vereinsbuchhdl. 1897 geb. 3 M. Haben wir schon die erste Auflage dieses Buchs wegen der Reichhaltigkeit des Materials, das es für Missionsvorträge der verschiedensten Art darbot, nachdrücklich empfohlen (N. M.-Z. 1888, 593), so wiederholen wir erst recht diese Empfehlung bei der zweiten Auflage, die in der That ein sehr verbesserte und vermehrte ist. Wir haben mit steigender Bewunderung der Fülle des missionshomiletischen wie missionsgeschichtlichen Stoffs das Buch von Anfang bis zu Ende durchgesehen und gesehen, daß uns eine gleich wertvolle Sammlung von trefflichen biblischen Missionsgedanken und missionsgeschichtlichen Einzelzügen noch nicht zu Gesicht gekommen ist. Mit einem staunenswerten Bienenfleiß hat der Verfasser aus der Missionslitteratur aller Zweige das Beste zusammengetragen, was für Missionspredigten als Illustration und für Missionsstunden verwertbar ist. Die zahlreichen Quellennachweise über die ihren Gegenstand fast erschöpfende Allseitigkeit der Missionsthemata sind ein wahrer Schatz für jeden, der in Kirche und Schule über die Mission zu reden hat. Schon die „missionshomiletischen Winke und Wünsche“, welche den ersten Abschnitt bilden, sind — trotz einigen Mangels an wissenschaftliche Präzision — eine wahre Fundgrube praktischer Anweisungen. Und noch mehr gilt das von dem umfangreichen (S. 58–210) zweiten Abschnitt, der „Texte, Themata und Dispositionen“ darbietet unter den mannigfaltigsten Gesichtspunkten und für die verschiedensten Gelegenheiten. Der dritte „Gebete“ enthaltende Abschnitt liefert wertvolles liturgisches Material, der vierte will durch seinen mit Quellennachweisen versehenen „Datumskalender“, der allerdings noch mehr hätte verkürzt werden können, Handreichung thun zu kalendariischen Anknüpfungen für Missionsvorträge. Der fünfte endlich bringt eine in 5 Gruppen gegliederte sehr schätzenswerte „Sammlung von Beispielen und Geschichten“, die als Illustrationsmaterial ausgezeichnete Dienste thut. Kurz der Pastor erhält in dieser fleißigen und im ganzen übersichtlich geordneten Arbeit ein wirkliches Hilfsbuch, von dem wir nicht zweifeln, daß es bald weite Verbreitung finden wird. Der Preis für das auch hübsch ausgestattete 446 Seiten starke handliche Buch ist sehr billig.

Beilage

zur Allgemeinen Missions-Zeitschrift.

N^o 1.

Januar.

1897.

Bilder aus einer nordindischen Stadt.

Von Hanna Rhiem, Senanalehrerin.

I. Der Basaar.

Wenn wir, die wir Indien kennen, das Wort „Basaar“ aussprechen, so sind wir im Geiste in eine Scene bunten Lebens und Treibens versetzt, in seiner Mannigfaltigkeit und Originalität eben nur in dem Wunderlande Indien zu finden. Große Städte, wie Bamby, Benares, Agra und Kalkutta haben eine ganze Anzahl von Basaaren; jedes Viertel, ja, jedes Handwerk hat seinen besonderen Basaar, und ein jeder hat sein eigentümliches Gepräge. — Die mittelgroßen Städte dagegen haben einen Haupt-Basaar. Das ist die lange, durch die ganze Stadt sich hinwindende Straße, welche nur aus Kaufläden besteht, wo aller Handel und Wandel stattfindet, wo die verschiedenen Rassen, die sonst in strenger Abgeschiedenheit leben, sich mischen. Der behäbige, verschmitzt lächelnde Buner (Kaufmann), der stolze Brahmine mit den klugen, feingeschnittenen Zügen, auf denen sich leider so oft auch eine maßlose Arroganz abspiegelt, die Sudras mit den zu ihrem Handwerk gehörigen Abzeichen, der mehr als halbnackte Pariah, der im langen Kasten gewichtig einher-schreitende und auf die ganze Hindu-Welt mit Verachtung herabblickende Syed (Mohammedaner, der direkt vom Propheten abstammt) neben seinem bescheidenen Bruder, der sich mit Pluderhosen und Turban begnügt, der unvermeidliche Dhebia (Waschmann), der den geduligen, beladenen Esel vor sich hintreibt, um das Reinigungswerk an dem Bündel vorzunehmen, das aber mehr einem Zerstörungswerk gleicht, der Darzi (Schneider) mit der Brille auf der Nase, Fingerhut und Schere im Turban steckend, — sie alle und noch viele andere charakteristische Gestalten gleiten in buntem Gemisch an unserm erstaunten Auge vorüber. Der riesenhafte, unge-schlachte Sohn Afghanistans geht neben dem zierlichen, geckenhaften Babu, der, nachdem er an der Kalkutta-Universität seinen Professor gemacht, nun hier der Leiter einer Knabenschule ist. Der hellfarbige Parsi in modernem Anzug, mit einem Paß Bücher unter dem Arm wird auf die

Seite gerannt von einem unter einer schweren Last keuchenden Kuli, dem man das Negerblut deutlich ansieht, und macht seinem Ärger durch einige wohlgewählte Schimpfworte Luft; denn anrühren würde er ein solches Tier nicht! Die Kamele schreiten mit gespreizten Beinen und hoch in die Luft gehobenem Kopf einher; es scheint, als ob der Kopf in ganz anderen Regionen lebt, als die Beine; auf beiden Seiten hängt je eine vergitterte Sänfte, und wir können deutlich die bunten Gewänder und neugierigen Augen von mohammedanischen Frauen wahrnehmen; ein starker Duft von Gewürznelken, Rosenöl und Sandelholz entströmt den Sänften. Auf dem Nacken des Kamels sitzt der Treiber. 5 oder 6 Kamele mit solcher kostbaren Ware folgen einander; einige Männer auf dünnen, trippelnden Ponies reiten nebenher. Die Gangart der Country-Ponies ist eigentümlich; sie ist vollkommen, „wenn das Wasser im Wagen geschüttelt wird“, wie der Kenner sagt. Die Frauen der niederen Rassen, sowie die armen Guherati- und Mahratifrauen, die hier Arbeit finden, gehen mit unbedecktem Gesicht und in sehr spärlicher Kleidung einher; doch sieht man im Basaar, besonders abends nur wenige. Die Hindufräuen und die Mohammedanerinnen, besonders die letzteren, betreten den Basaar nicht, wenn irgend möglich; muß es geschehen, so sind sie von Kopf bis zu Fuße verhüllt. Aber noch andern weiblichen Gestalten begegnet man im Basaar hier und da, und in gewissen Stadtteilen scharenweise. Das sind die unglücklichen Natsch- oder Tanzmädchen, die der Natschrasse angehören. Während die Söhne arme, aber anständige Mädchen aus niederen Rassen heiraten, ist es der Beruf der Töchter, Tänzerinnen und öffentliches Eigentum des Publikums zu werden. Sie sind in grelle Farben gekleidet und betragen sich sehr auffallend. Den Kühen sieht man es an, daß sie sich für berechtigte Besitzer des Basaars halten und Menschen nur durch besondere Vergünstigung der Zutritt verstattet ist. Die häßlichen, gelben, dünnen Pariahunde laufen schnüffelnd und mit zwischen die Beine geklemmtem Schwanz umher, um hier und dort etwas Abfall zu erhaschen.

Wonach riecht es im Basaar? Hier muß die beredteste Feder innehalten und wir müssen die Frage ändern: wonach riecht es nicht? Keinesfalls nach Rosen und eau de Cologne! Wir wollen aber etwaige zarte Nerven schonen und nicht zu drastisch werden. Die Einbildungskraft der Leser mag das ihrige thun! Rechts und links ziehen sich die endlosen Reihen von kleinen, dunklen Läden hin, d. h. kleine viereckige Häuser mit offener Vorderseite. — Nun müssen wir allerdings staunend und bewundernd stille stehen, trotz der üblen Gerüche auf allen Seiten.

Hier sind die Fruchtläden. Große Büschel Bananen hängen am Balken; auf den Stufen sind Haufen von gelben und roten Melonen aufgetürmt; in der anderen Ecke sind Körbe voll reifer Datteln, die schwarz vom Liegen sind. Ananas und Custard-Äpfel, Dams und Kokusnüsse; alles ist in Fülle vorhanden. Besonders interessieren uns die Mangos, diese unvergleichliche Frucht, der Lieblingsgenuß der Indier außer Currie und Reis. In Größe wechseln die Mangos von einem Hühnerei bis zu beinahe der Größe eines Straußeneies, in Farbe von hellgelb zu rot. In der Mitte befindet sich ein sehr großer Stein, platt und länglichrund; das Fleisch ist gelb, weich und saftig, und von eigentümlichem Aroma. Die billigen, unveredelten Mangos schmecken nach Terpentin. Wenn die Früchte noch grün und so groß wie Walnüsse sind, sind sie außerordentlich bitter, werden aber mit Vorliebe gegessen. — Indessen sind wir bei den Läden der Kupfer- und Messingschmiede angekommen. Hier ist ein Hämmern und Pochen, daß es einem durch Mark und Bein geht. Die Künstler sitzen auf der Erde, die Metallgefäße zwischen den Beinen haltend, und mit 2 oder 3 sehr unvollkommenen Instrumenten bringen sie Becher, Schalen, Töpfe und Teller in die gehörige Form und versehen sie mit zierlichen und kunstvollen Gravierungen, auch oft mit bunter Emaille. Von den Schätzen der Goldschmiede sehen wir nicht viel, nur einige Exemplare liegen zur Schau. Um all die kostbaren und wunderbaren Juwelen kennen zu lernen, müssen wir in die Senanas gehen und mit den Besitzerinnen gut Freund werden. Der Anblick der entzückenden Seiden in den Läden der Seidenhändler würde manches deutsche Frauenherz begehrtlich machen; aber die seltsamen Musline, Tischtücher und Kuscheln sind weniger nach unserm Geschmack. Inmitten alles Lärmens und Schwagens hören wir plötzlich deutlich, obwohl aus einiger Entfernung, das Singen von einigen Männerstimmen. Wir folgen den Lauten und befinden uns bald auf einem kleinen freien Platz; auf den Stufen eines Ladens steht ein Missionar mit einem eingeborenen Evangelisten. Während sie singen, sammelt sich eine beträchtliche Menschenmenge; der Evangelist und der Missionar abwechselnd lesen und sprechen. Bei diesen Basaarpredigten geht es keineswegs friedlich zu. Die Leute kommen und gehen. Einige stimmen zu, einige schweigen, die meisten schimpfen, spotten und drohen; manchmal kommt eine Diskussion in Gang. Die Hindus oder Mohammedaner wählen einen Wortführer und wenn die Debatte im Gange ist, horchen alle mit dem gespanntesten Interesse; nichts ist dem Indier sympathischer, als argumentieren. Freilich, wenn

er sich geschlagen sieht, anstatt nachzugeben, ergeht er sich in den größten persönlichen Beleidigungen. „Was macht's?“ denkt der Missionar; „den Stachel hat er doch in der Seele,“ und aus manchem Saulus hat schon die Basaarpredigt einen Paulus gemacht.

II. Hindutempel.

Da steigen sie vor unsern Blicken auf, die mächtigen, kolossalen Bauten mit den Säulenhallen und Balkonen, die pyramidenförmigen Kelge mit ihren, roh in Stein gehauenen Verzierungen unheimlicher Götzen und Kobolde, — die kleinen düstern schmutzigen „tikanas“, inmitten des Stadtgewühls, die geheimnisvollen Schreine inmitten der pfadlosen Wildnis, von dem Purpur der untergehenden Sonne übergossen, die schönen stilvollen Sithtempel und der König unter ihnen, der goldene Tempel in Amritsar, dessen Anblick uns in „Tausend und eine Nacht“ versetzt. Ja, interessant und romantisch sind sie dem, der nur die Außenseite kennt, aber teuflisch und fluchwürdig dem, der tiefer hineingeschaut hat. Jesus muß siegen. Das ist unser Trost, unser Triumph, unser Schlachtenruf. Es ist eigentümlich, wenn man in Bombay zwischen 2 Tempeln ein ansehnliches, in indischem Stil gebautes Haus sieht, welches mit weißen Buchstaben auf schwarzem Grunde, über der Thür angebracht, uns sagt, daß dies das „meeting house der Wesleyaner“ ist. — Sind wir auch noch nicht so weit, daß wir sagen können: Wo der Teufel einen Tempel baut, da bauen die Christen eine Kirche daneben, so dürfen wir doch sagen, daß die Fahne des Kreuzes jetzt allorten sich erhebt, und daß das Christentum anfängt, eine Macht in Indien zu werden. Wir wollen nun einige Typen der nordindischen Tempel kennen lernen. Wir begegnen hauptsächlich Krishna- und Sikh-Tempeln. Krishna ist die neunte Inkarnation des Gottes Vishnu und der Lieblingsgott der Hindus. Von Zeit zu Zeit standen Reformatoren unter den Vishnuisten auf, wie Kabir, Ramana, ein Zeitgenosse Luthers, der Gründer der Sikhs, die sich bald zu einer politischen Sekte entwickelten, Guru, Nanak u. s. w. Jeder dieser Männer wurde aber wiederum von seinen Anhängern als Gottheit verehrt, und so kommt es, daß es zahllose kleine und größere Sekten von Vishnuisten giebt, die sich aber in der Hauptsache gleich sind. Eine große Anzahl Kabirs finden sich im Pandshab, Sindh, Rajputana und dem oberen Gangesthal, obgleich ihre Lehre viel von ihrer ursprünglichen Bedeutung verloren hat. Sie, wie die meisten Vishnu-Sekten beten, wie sie sagen, den Einen wahren Gott an, den sie unter dem Namen Vishnu, Ram, Krishna, Hare anrufen. Wir schicken diese Bemerkungen voraus, um den

Tempel um so besser schildern zu können. — Der Tempel mit den umliegenden Gebäuden nimmt einen etwa 150 m langen, viereckigen Raum ein. Die Gebäude befinden sich auf der rechten und der Rückseite; vorne ist ein geräumiger Hof mit Brunnen und Bäumen. Sobald wir durch die Pforte treten, sind wir von einer Menge Fakire und anderer heiliger Bettler umgeben, von den verschiedensten Rassen und Sekten. Hunde, Katzen, Pferde und Kühe treiben sich umher, alle, außer den letzteren, in jämmerlichem Zustande. Alles Tier-Leben ist dem Hindu heilig, da es ein Atom der göttlichen Substanz ist; aber die Kuh und der Bulle werden nicht nur verehrt, sondern angebetet. Der Bulle ist eine Inkarnation des Gottes Shio oder Mohadeo. Wir wenden uns zuerst zur rechten, wo in einer offenen Verandah eine Anzahl Fakire sitzen, fast ganz ohne Bekleidung. Einige thun puja (Götzenanbetung), einige putzen sich die Zähne, und einige (sei der drastische Ausdruck verziehen) laufen einander, ein Anblick, der in den Straßen und Häusern Indiens sich fortwährend darbietet, einige rauchen die vielgeliebte hookah (Wasserpfeife). Der hervorragendste unter ihnen kündigt uns mit großem Pomp und unendlicher Herablassung an, das er ein Sita padre (Priester der Sita, Gemahlin des Ram) ist er ist, ein härtiger Mann im mittleren Alter, über und über mit Asche und Oker beschmiert. Sein Haar ist in unendlichen verfilzten Flechten auf dem Kopfe aufgetürmt wie ein Turban; wenn er es auflöst, liegt es beinahe 1 m lang auf der Erde. Nach seinem Glaubensbekenntnis befragt, wird er ganz verwirrt und wir müssen ihm zurecht helfen, um ihn über seine verschiedenen Götter und Göttinnen aufzuklären. Als wir aber anfangen, von Gott und göttlichen Dingen zu reden, wendet er sich ab und spuckt verächtlich auf die Erde. Ein Guffein-Fakir steht dabei und auch ein Tuma-Fakir; mit diesen hat es eine besondere Verwandtnis. Sie sind heut zu Tage nichts anderes als eine verschwindend kleine Sekte von Hindufakiren; aber sie haben das Kreuz als Symbol und vieles deutet darauf hin, daß die Vermutung richtig ist, daß sie die letzten Überreste einer Christengemeinde sind, die der Apostel Thomas vor vielen Jahrhunderten an der Nord-Westküste Indiens sammelte. — 2 weibliche Fakire waren auch darunter; eine sehr anständig aussehende Pandischabi-Frau und ein altes, vertrocknetes Weiblein in lachsfarbenen Gewändern; dies ist die Universalfarbe der Vishnu-Fakire. Die Shio-Fakire tragen Rosenkränze; von diesen giebt es 2 verschiedene Arten. Der erste Rosenkranz besteht aus 108 braunschwarzen, steinharten Beeren, Rudra-Beeren genannt, je eine Beere für einen Namen des Gottes; der andere

besteht aus 1008 Perlen, hinglaj genannt, die frömmsten Schivanbeter wissen 1008 Namen des Gottes, und es ist ein sehr verdienstliches Werk, sie herzusagen. Die Pandschabi-Frau hat Gold in ihren Vorderzähnen; es ist gut, wenn man stirbt, Gold im Munde zu haben, deswegen lassen sich viele Löcher in die Zähne bohren und füllen sie mit Gold, um immer bereit zu sein.

Wir gehen auf das lange Hintergebäude zu, welches aus 2 Hallen und mehreren kleinen Räumen besteht, alles voll von Fakiren, ihren Kochgeräten und sonstigen Habseligkeiten; 2 oder 3 Messingtöpfe und ein Stock sind oft das ganze Eigentum eines Fakir. In einem Sack tragen sie oft die große Rauch-Muschel oder näd. Wenn sie geblasen wird, beginnt es mit einem leisen, melodischen Ton, der aber plötzlich so schrill- und markdurchbringend wird, daß man sich in respektvoller Entfernung halten muß. Die beiden anderen Symbole des Vishnu sind der Diskus und die Keule; Vishnufakire beizen sich die Umrisse dieser 3 Symbole überall in die Haut. Links von den Fakiren-Räumen ist ein großer Schuppen, eine Art Kuh- und Stiegenhaus, wo sich alte und kranke Kühe befinden. Wir kommen nun zu dem wirklichen Tempel oder Schrein, und ziehen gehorsamst unsere Schuhe aus. Auf einer kleinen Plattform sind 3 oder 4 Tulpi-Bäume, die Inkarnation von Kufmani, einer der Lieblingsfrauen Krishnas. Das Innere des kleinen Tempels ist mit Marmor gepflastert, und weist 6 eingegrabene Fußstapfen auf. Dies sind die „Füße Vishnus“; dahinter ist eine Reihe Götzenbilder; jedes ungefähr 6—8 cm lang und aus Bronze gemacht. Das erste ist Kiruh-char, eine Darstellung Krishnas, der in die See steigt, um ein Ungeheuer zu erschlagen. Dann folgt Krishna, auf Händen und Füßen kriechend, „Bal-Muckend“ genannt; dann 2 Figuren, die ihn auf einem Throne sitzend darstellen. Dies ist Muktidari Bhaguan, d. i. der Erlöser-Gott. Dann folgen 2, mit grellfarbigen Lappen bekleidete Götzen, Krishna und die Göttin Radhau, eine seiner Jugendlieben. Diese kleinen Götzen werden jeden Tag gebadet, an- und ausgekleidet, mit Blumen bekränzt und die ausgesuchtesten Delikatessen werden ihnen vorgesetzt, und das alles mit viel Pomp und Unständlichkeit und herzerreißender Musik.

Auf der linken Seite sind drei Götzenbilder Hanumans, des Affengottes, und auf der rechten Reliquien aus heiligen Städten, wie Puri, Jaggernaut, Benares u. s. w. Zwischen den Götzen und den „Füßen Vishnus“ liegen 8 schwarze Steine, sāl-grām genannt, von denen man annimmt, daß sie die Essenz des Gottes Vishnu enthalten, sie werden

meist in dem Fluß Krishna gefunden und scheinen vulkanischen Ursprungs. Zwischen den Tulsi-Pflanzen befinden sich Linga und Yeni, die Symbole des Gottes Shiv, in ziemlich vernachlässigtem Zustande. Die Herrin dieses wunderbaren Konglomerats ist eine Fakir-Witwe, Mai Rambah, welche jeden Pfennig, den sie einnimmt, für die faulen Fakir-Gäste ihres Tempels ausgiebt. Sie selbst ist eine gierige, zänkische, schlaue Harpie, steht aber bei allen im Geruch großer Heiligkeit.

Wir wollen nur einen Blick in einen Tempel der Sikhs oder Nanak-Bauthis werfen. Von dem Basaar aus treten wir durch ein gewölbtes, massives Thor in einen kleinen Hofraum, von dem aus, 6 Stufen hinansteigend, wir in den eigentlichen Tempelhof gelangen. Er ist viereckig, mit Sandsteinen gepflastert und mit Matten und Teppichen belegt; in der Mitte ist ein Springbrunnen mit einem weiten Marmorbecken. Die Vorderseite enthält zahlreiche kleine Räume, die zum Baden, Kochen und Schlafen der Gurus (Lehrer) und ihrer Jünger dienen. Im Hintergrunde sind einige geräumige, mit indischen Luxusgegenständen ausgestattete Zimmer, in welchen die Bawis, — Priester und Eigentümer des Tempels — wohnen. Dies ist ein Lieblingsversteck für Spieler und Trinker und die demoralisierte Jugend der höheren Rassen im allgemeinen; Singen, Lachen und das Rascheln der Würfel hört man den ganzen Tag. Der Tikana oder das Heiligtum ist auf der linken Seite. Es ist eine hohe, lustige Halle, mit bunten glasierten Kacheln gepflastert; an den grotesk bemalten Wänden hängen 96 schlecht gemalte Bilder, Scenen aus dem Leben Guru, Nanaks und des Gottes Krishna darstellend, und manche so empörender Art, daß man sich nicht wundern kann, wenn behauptet wird, daß die Tempel die Stätten sind, wo die jugendlichen Gemüther vergiftet werden. Die zweite Halle ist prächtig und ein Meisterwerk indischer Kunst; die Thüren sind aus teak-Holz und wundervoll geschnitzt; ebenfalls die Decke. Die Wände sind in Quadrate eingeteilt, in welchen große Spiegel und geschnitzte Wandschränke abwechseln. Am Ende ist eine erhöhte Marmor-Plattform, mit einem niedrigen Marmorgitter umgeben; ein seidener Baldachin, von vergoldeten Pfeilern getragen, überspannt das Ganze. Auf 6 niedrigen Ständern von wohlriechendem Holz sind 6 Granths (das heilige Buch der Sikhs), welche wie Götzen angebetet werden. Diener mit Wedeln von Bakschwänzen fächeln ihnen Luft zu. An den Stufen steht eine schwere, hölzerne Kiste, mit einer Ritze im Deckel, in welche die frommen Anbeter, welche täglich zu Hunderten kommen, ihre Opfergaben in klingender Münze werfen. Andere Gaben, wie Reis, Rosenöl,

Früchte etc. [werden zu den Füßen des Haupt-Guru niedergelegt, der mit wohlwollendem Lächeln auf einem schön geschnittenen Thron sitzend, seinen Segen erteilt. Gegenüber ist ein Privatzimmer, mit Bettstellen, Teppichen und anderen Gegenständen möblirt. Wasserpfeifen und hölzerne Schuhe stehen in einer Reihe. Auf unsere Frage nach dem Zweck, teilt man uns geheimnißvoll mit, daß die Geister der verstorbenen Gurus sich hier nachts amüsieren.

Aus der Menge der verschiedenen Tempel, die uns im Gedächtnis sind, wollen wir noch einen Kali-Schrein herausgreifen. Kali ist die erste der Inkarnationen der Gemahlin des Shivo, deren es im ganzen mehr als 10 giebt, die besonders im Süden Indiens verehrt werden. Kalis Schrein ist am Ost-Ende einer niedrigen, vulkanischen Hügelreihe. Wir verlassen den Pony-Wagen und suchen unsern Weg durch dichtes Gestrüpp, ungefähr 10 Minuten lang, bis plötzlich eine nackte, kahle Felsenwand vor uns aufsteigt; ein düsterer unheimlicher Platz, ganz dem Charakter der Göttin entsprechend. Einige mehr als halbnackte finsterblickende Fakire sehen uns mißtrauisch an; aber als wir fließend in ihrer eigenen Sprache mit ihnen redeten, verstehen sie sich dazu, uns den Schrein zu zeigen. vorausgesetzt, daß wir die Schuhe ausziehen. Zuerst kommen wir an Kalis Brunnen, von dichten Bäumen umgeben. Wir dürfen nicht nahe hinzutreten, eine alte Frau mit schwarzen stechenden Augen sagt uns, daß das Baden und Trinken dieses Wassers von Sünden reinigt. Kalis Schrein ist in einer dunkeln Felsennische; ihr Bildnis ist in riesigen Dimensionen in den Felsen gehauen und rot gefärbt, und entspricht unsern kindischen Vorstellungen vom Teufel. Kein Wunder, daß das kranke Kind, welches eben von seiner Mutter gebracht wird, das Gesicht versteckt und zu weinen anfängt. Die junge Frau gehört der Banyer-Kaste an, und kann höchstens 22 Jahre alt sein; als wir ihr von Gottes Macht und Liebe erzählen und von Jesus, der die Kranken heilt, lauscht sie gespannt, sie verspricht, diesen allmächtigen liebevollen Gott für ihren Knaben anzurufen. 2 häßliche, große Götzen, Standa und Ganesch, sind rechts und links. Kali ist die Göttin der Cholera und der Pocken, diese Krankheiten werden, als Heimsuchungen ihrerseits angesehen, darum brauchen bigotte Hindus keine Arzneien in diesen Fällen, und viele würden lieber sterben, als sich impfen lassen. Man hat uns von diesem Schrein erzählt, daß stets ein Pockenkranker dort weilt, und wenn es zum Sterben kommt, geht ein anderer hinein, um die Krankheit auf sich zu nehmen, so daß Kali ein stetes, lebendiges Opfer hat. Wir gehen zu Shivos Schrein; er enthält

Linga und Yoni, das männliche und weibliche Element versinnbildlichend. Shiw ist ein leidenschaftlicher, heißblütiger Gott, darum hängt über seinen Symbolen eine Art thönerner Trichter, durch welchen beständig das kühnende Wasser tropft. Parvatis Bild ist hier, sie ist eine andere Inkarnation der Kali; der Bulle, ein mächtiges Tier mit wild blickenden Augen fehlt nicht. Wir setzen uns in dem Hof nieder, die Leute sind hier freundlicher. Eine Frau bemerkte, daß die Fakire uns ein Lied über ihren Gott vorsingen sollen, und daß wir nachher das Gleiche in Bezug auf unsern Gott thun sollen. Wir stimmen zu, und haben schließlich eine tiefergehende Unterhaltung mit diesen Shiwiten, die damit endet, daß der eine ein Evangelium annimmt, und verspricht, es den anderen vorzulesen.

III. Moscheen und Mausoleen.

Während in den Hindutempeln eine große Mannigfaltigkeit herrscht, kann dasselbe nicht von den Moscheen der Mohammedaner gesagt werden. Sie sind alle in genau demselben Stil gebaut, und inwendig ist nichts zu sehen, als die gewölbte Decke und die bunten Wände. Die bescheidenste Moschee hat ringsum einen gartenähnlichen, freien Platz und 2 schlanke Minarets. Aber mag die Moschee noch so dürftig sein, oder noch so prächtig, man fühlt, daß es ein Ort ist, in welchem der Eine, wahre Gott angebetet wird. — Zur Zeit des Abendgebetes sind die Moscheen gefüllt mit Anbetern. In langen Reihen liegen sie auf den Knien, das Angesicht auf der Erde, während der Imam in einer, in der Richtung nach Mekka angebrachten Nische die Gebete liest und den Segen spricht. Die Mohammedaner sind seit dem 12. Jahrhundert die Baumeister Indiens gewesen. Die geschmackvollen arabischen Stalaktiten, das graziöse Minaret mit den kleinen, schlanken Minarettchen, die erhabene, feierliche Kuppel, die zierlichen Arabesken, die Malereien in Gold, blau und rot, und vor allem die exquisit gemeißelten Marmorbauten, das alles gehört den Mohammedanern. Sie wissen es und sind stolz darauf. Mit unendlicher Verachtung blicken sie auf die Tempel der Hindus, und während die abergläubischen Hindus zu den Mausoleen der berühmten „Piers“ pilgern, betritt kein Mohammedaner die Tempel der Hindus. Ein Bild oder eine Statue in einer Moschee ist ein Unding. Der Anblick christlicher Kirchen mit Bildern oder Statuen flößt dem Mohammedaner Abscheu ein. Sieben Mal am Tage verrichtet der Mohammedaner seine Gebete; einmal wenigstens muß er dies in der Moschee thun. An großen Festen, wie Bakr-i-Id und Moharram pilgert alles zum Idgah; dies ist eine Art Tribüne

unter freiem Himmel mit weitläufigen Reihen von Steinen davor, die den Platz für die zum Fest Kommenden angeben, damit alles in Ordnung hergeht. Stunden vor der Feier kommen sie zu Hunderten, der rauhe, unkultivierte Dorfbewohner, der Handwerker, der Kaufmann, der Scheich mit den klugblickenden Augen und der Adlernase, der Seyed mit langem Bart und fliegenden Gewändern, zu Pferde, zu Fuß, auf Kamelen, in Ochsenwagen, alle in festlichem Gewand, je greller die Farben, desto besser; aber kein einziges weibliches Wesen ist sichtbar. Und wenn dann die Tausende die Knie beugen, und das Kalama (mohammedanisches Glaubensbekenntnis) zusammen aussprechen, wieder und wieder und wieder, daß man das Dröhnen meilenweit hört, dann versteht man etwas von der gewaltigen Macht des Islams.

Der Abend ist echt indisch, die Sonne geht zur Reige, eine leichte Brise bringt von den benachbarten Gärten den berausenden Duft der Mangoblüten, der Mendi und des Cirrusbaumes. Die blau glasierten Kuppeln der Mausoleen, auf die wir zufahren, heben sich grell gegen den leuchtenden Abendhimmel ab. Da ist die Gruppe, wohl gegen 30; eine ganze Dynastie stolzer Emire, die durch ihre Kampflust und ihren Ehrgeiz das Land mit Raub und Verwüstung füllten, liegen hier begraben. — Jeder Emir hat mit seiner Lieblingsfrau ein Mausoleum inne, während die Sarkophage der anderen Frauen in einem kleinen Grabgewölbe dicht dabei sind. Viele der herrlichen Bauten sind in Verfall geraten. Einige rauhe Gestalten treten aus den kleinen Lehmhütten ringsumher und bieten uns ein freundliches Salaam. Wir sind alte Bekannte hier und erklären, daß unsere Freunde gekommen sind, um die Mausoleen anzusehen, einige der Frauen sind Senana-Schülerinnen, und wir werden oft gebeten, eine Schule hier zu beginnen. Ein alter Mann bietet sich als Führer an und schaut die fremden Gäste mit kritischem Auge an, augenscheinlich berechnend, wie viel „Batschisch“ Sahib und Madam Sahibah ihm geben werden. Das Gras wuchert zwischen den Ritzen der Marmorplatten, mit denen der Hof gepflastert ist. — Schwärme von Papageien fliegen kreisend auf und eine Schlange flieht eilends in ihren Vergungsort. Unsere Schritte hallen in dem hohen Kuppelgebäude wieder. Die Luft ist kalt und unsere Stimmen klingen hohl und geisterhaft. Der Alte schlägt das Sammettuch zurück, das den Sarkophag des Emir bedeckt und liest mit eintöniger Stimme die Koranverse, die in den Marmor eingemeißelt sind. Vertrocknete Blumen und Rosen- und Sandelholzöl verbreiten einen feinen, aromatischen Duft. In der Thür hängen Kinder-Klappern und anderes

Spielzeug. Wenn eine kinderlose Mutter hierher kommt und den Propheten um einen Sohn ansieht, bringt sie ein solches Spielzeug mit; ist ihr Wunsch erhört, so schneidet sie des Kindes Haare ab, wenn es ein Jahr alt ist und hängt sie neben der ersten Gabe auf. Wir besuchen ein Mausoleum nach dem andern, bis der Mond sein silbernes Licht über das Ganze gießt. — Ringsum ist ein mohammedanischer Begräbnisplatz; hunderte von Steinhäufen und Monumenten umgeben die majestätischen Mausoleen, wie Sklaven einen König; das waren die Diener und Beamten der Emire. Ein Mausoleum steht etwas abseits; der Emir, der dort begraben liegt, gehörte einer viel früheren Dynastie an, und die Leute erzählen viel von seiner Pracht und seinem Glanz, die Tradition hat sich von Mund zu Mund fortgepflanzt. Es ist bei weitem das größte Mausoleum, und ist wie ein Fort mit einer hohen Mauer mit Schießscharten umgeben. Es ist eine schöne, alte Ruine. Marmorpfeiler und Ornamente liegen in bunter Unordnung im Hof; drei mohammedanische Frauen schöpfen Wasser aus dem Brunnen und erzählen uns von den Geistern, die hier nachts hausen. Wir treten ein; die Kuppel ist längst nicht mehr vorhanden, der tiefblaue Himmel bildet das Dach, und der Mond gießt sein volles Licht auf 3 Marmorsärge. Schlingpflanzen, die von außen emporgeklettert sind, fallen durch die leeren Fenster und winden sich um die Pfeiler. Unsere Begleiter und 2 oder 3 andere sagen andächtig das Kalama, und weit hinaus in die Nacht hallt es: es ist nur ein Gott, Allah, und Mohammed ist sein Prophet.

Erste Missionserfolge unter den Frauen der Waschambaa in Nord-Usumbara.

Von Frau Missionar Johansen.

Im J. 1891 kamen die Missionare Wohlrab und Johansen nach Malo und legten die Station Hohenfriedberg an. Als sie der Sprache soweit mächtig waren, um hinauszuziehen und das Evangelium zu verkündigen, da hatten sie ihre Freude daran, wie aufmerksam und eifrig die Frauen zuhörten. Aber keine von ihnen kam auf den Missionshügel zum Gottesdienst, weil dort keine weiße Frau war. Als im Sommer 94 Missionar Johansen seine Frau hinausbrachte, wurde diese aufs herzlichste

begrüßt, und sehr bald kamen einige Frauen aus dem nahe gelegenen Dörfchen Bungoi zur Andacht in die Kapelle und zwar gegen den Willen ihrer Männer. Sie sprachen es aus, daß das Wort Gottes ihnen ins Herz gedrungen sei, sie könnten davon nicht lassen, sie wollten alle Befehle ihrer Männer ausrichten, aber wenn sie ihnen verböten Gottes Wort zu hören dann würden sie ihnen nicht folgen. Sie kamen regelmäßig auf die Station, und im November fanden sie den Mut, um die Taufe zu bitten, was zur Folge hatte, daß sie von ihren Männern vertrieben wurden. Sie blieben jedoch standhaft trotz aller Drohungen und Verfolgungen ihrer Verwandten, und beharrten bei der Bitte um die Taufe.

In dem vorbereitenden Unterrichte waren sie aufmerksam und eifrig bemüht, so viel als möglich zu lernen. Sie kamen abends zu Frau Johannsen und baten diese mit ihnen zu wiederholen, was sie am Tage im Unterricht gehört hatten. Im Dezember wurden die ersten drei Frauen getauft. Eine von ihnen ist Salome Dkyniasi, über die Frau Johannsen u. a. folgendes erzählt:

Salome hatte Gelegenheit gehabt mit andern Frauen von Gottes Wort zu reden und erzählte mir ganz genau was sie gesprochen.

Salome: O was habe ich heute für eine Freude gehabt. Ich ackerte auf dem Felde, das ich von meiner Mutter bekommen habe, und da sehe ich in der Nähe zwei bekannte Frauen, eine ältere und eine jüngere, letztere mit ihrem Kinde. Ich gehe und begrüße sie und frage, ob ich das Kind ein wenig nehmen darf. Sie giebt mir das Kind, da sagt die junge Frau: Mlugas Frau ist von den Eltern nach Haus geholt worden, weil der Mann sich taufen lassen will. Sie ist aber wieder zu ihm zurückgekehrt, sie will auch gern die Worte Gottes. Wenn mein Mann auf den Gedanken kommt, sich taufen zu lassen, so laufe ich ihm für immer weg, ich will nichts von der Taufe wissen.

Salome: Sprich nicht so von der Taufe! Getauft werden ist etwas Gutes. Bitte nur gleich den Herrn um Verzeihung dieser Worte wegen; denn wenn du denkst, Gott sei so fern, dort oben in den Wolken, so irrst du dich, er ist mitten unter uns und hat deine schlechten Worte gehört.

Die Frau: Ist das wirklich wahr?

Salome: Ja, so ist es.

Die Frau: Sag' einmal, wie ist denn das mit euren Namen, die ihr bekommt, wo kommen denn die her?

Salome: Die kommen von Gott, die stammen aus den Worten Gottes.

Die Frau! So? Wie heißt doch Mgunda?

Salome: Lasaro.

Die Frau: Und wie Ontulve und Mufea?

Salome: Mariamu und Magdalene. Ich hat leise den Herrn, er möchte mir helfen bei meinen Worten, denn von selbst weiß ich nichts zu sagen, und dann erzählte ich den beiden Frauen die Geschichte von Lasaro. Es war ein reicher Mann u. s. w.

(Sie wiederholte mir, wie sie immer bei solchen Gelegenheiten thut, aufs ausführlichste die ganze Geschichte, wohl damit ich sehen sollte, ob sie auch richtig erzählt hätte.)

Salome: Dann habe ich ihnen von Lot, Sodom und Gomorrha erzählt. Sonst haben wir immer gesagt — ihr wißt doch noch, daß ich es auch gesagt habe — wenn wir sterben, so ist es aus mit uns, aber so ist es nicht, wir bleiben nicht ewig tot, wir werden alle wieder lebendig und wer an den Herrn Jesum glaubt, kommt in seine Herrlichkeit, wer aber nicht glaubt, ins Feuer.

Die Frau: O, was sagst du, ist das wirklich so? Wer nicht glaubt, der kommt nach dem Tode ins Feuer?

Salome: Ja, der stirbt dann zum zweitenmale, der kommt an den Ort der Qual, so ist's. Seht, ihr habt uns verachtet, weil wir getauft sind, das ist nicht recht von euch.

Die Frau: Ja, ja, wir haben euch verspottet, weil ihr euch habt taufen lassen, aber was sollen wir denn nun thun, was sollen wir thun, daß wir nicht an den Ort der Flammen kommen?

Salome: Ich will es Euch sagen, hört immer, wenn jemand die Worte Gottes redet, aufmerksam zu und wenn ihr nicht gleich alles versteht, laßt es euch zum zweitenmal sagen. Sieh, es war einmal ein Mann, der hieß Nikodemus (nun folgt ausführlich das Gespräch von Nikodemus namentlich die Worte: so ihr nicht von neuem geboren werdet, könnt ihr nicht in das Reich Gottes kommen).

Die ältere Frau: Wirklich wir können nicht in das Reich Gottes kommen, wenn wir nicht von neuem geboren werden?

Salome: Nein, das können wir nicht, aber wenn wir getauft werden, dann kommen wir los von unsern Sünden, und dann können wir es. Seht, Gott hat uns Lehrer gesandt, die haben ihr Land und

ihre Brüder verlassen, weil Gott zu ihnen gesagt hat: geht zu den Waschambaas und verkündigt ihnen die Freudenbotschaft.

Die Frau: Was denn für eine Freudenbotschaft?

Salome: Nun Gottes Wort; daß Gott uns seinen Sohn geschenkt hat und daß Jesus für unsere Sünden gestorben ist. Er ist aber nicht tot geblieben, sondern auferstanden. Wenn Gott nun kommen wird zum Gericht, dann wird er sagen: ich habe euch Lehrer geschickt, warum habt ihr denn nicht auf ihre Worte gehört, habt ihr sie etwa nicht gesehen? Dann müßt ihr sagen: ja, gesehen haben wir sie wohl, aber weiter könnt ihr dann nichts antworten, und dann wird der Herr sprechen: da — nimm du Satan deine Leute! Warum wollt ihr denn nicht kommen, um Gottes Wort zu hören, warum redet ihr so schlecht von der Taufe? Ihr müßt auch nicht denken, daß es meine Kraft gewesen ist, mich taufen zu lassen, das war allein die große Gnade Gottes; und die will er nicht nur uns wenigen, sondern euch allen erzeigen. Als wir all diese Worte geredet hatten, sagte ich ihnen: ich war hierher gekommen um zu ackern; denn heute habe ich meinen freien Tag, an dem ich ackern kann, aber wenn ich die Worte Gottes sagen kann, freue ich mich immer sehr und bin garnicht betrübt, wenn ich nur wenig ackere. Jetzt haben wir nun ja aber lange gesprochen, darum will ich noch ganz schnell ans Ackern gehen, ehe es Abend wird, denn ich wohne ja weit. Damit stand ich auf, und die junge Frau ging auch an ihre Arbeit; aber die Alte sagte: es ist mir nun nicht möglich zu ackern, und ich sah, wie sie die ganze Zeit nachdenklich dasaß und zu mir hinüberschaute.

Wenn die Frauen irgend wohin zum Besuch gehen zu heidnischen Bekannten, und sie dort nichts vom Evangelium erzählen oder wenigstens singen können, dann kommen sie gewöhnlich traurig nach Haus: wir haben heut keine Freude gehabt, die Leute wollten nichts hören.

Missionar Johannsen hat ausführlich mit den Christen über ihr Verkündigen gesprochen und ihnen gesagt, daß sie zuerst von der frohen Botschaft reden sollen und nicht gleich so viel vom Gericht, sondern erst von der Gnade. Gewöhnlich erzählen sie die Geschichten, die sie in der letzten Zeit gelernt haben, ohne zu bedenken, ob die auch für jeden so ohne weiteres zu verstehen sind. Die Frauen dachten, es käme darauf an, möglichst viel Geschichten auf einmal zu erzählen, damit doch jemand, der noch garnichts gehört hätte, gleich recht viel erführe.

Das erste alte Mütterchen, das getauft ist, konnte dem allgemeinen Christenunterricht, den die Missionare geben, nicht folgen, deshalb unter-

richtete ich sie einen Tag um den andern. An dem dazwischenliegenden Tage kam sie aber auch immer, wenn auch nur im Vorbeigehen, um mich ein Weilchen zu besuchen: aus Sehnsucht, wie sie dann sagte. In der letzten Zeit, brachte sie mir fast täglich ein oder zwei große Kürbisse voll Wasser mit, um mir eine Freude zu machen. Sie kann beim Unterricht nicht gut zuhören, wenn sie nicht direkt angeredet wird. Wenn sie nachmittags zur Stunde kommt, dann mahnt sie gewöhnlich schon nach 20 Minuten „laß uns jetzt aufhören“, sie sehnt sich dann nach ihrem warmen Feuer oder dem Sonnenschein. In der Kapelle ist es ihr wohl zu ungemütlich, auch daß sie da nicht so laut, wie sie es liebt, von ihren täglichen Dingen sprechen kann, ist ihr vielleicht ein wenig schwer. — Eine Freude für uns ist, zu merken, daß sie mit ihrer Sünde kämpft. So kam sie vorgestern und sagte, daß sie so in Zorn geraten sei über einen ihrer Enkel und daß dieser dann ihre Sünde ihr ins Bewußtsein gebracht hätte durch die Worte: Großmutter, du bist ein Mensch Gottes und doch schimpfst du so? Sie habe dem Kleinen gegenüber sofort ihr Unrecht eingestanden.

Die Frage wegen der Eheschließung der Christen, ist je länger je mehr ein Gegenstand der Sorge für uns, weil bei einem Teil unsrer jungen Leute eine gedrückte Stimmung Raum gewinnt, insolge der scheinbaren Aussichtslosigkeit zu heiraten. Sikiniasi und Kiniasi (Häuptling und Sohn) haben zwar beide die Zusage gemacht, um des Christenstandes willen dürfe die Verlobung nicht gelöst werden, trotzdem sind allen jungen, getauften Burschen die Bräute genommen worden und der Häuptling thut keinen Schritt, um dem zu steuern.

In dem Bericht über den Stand der Mission, welcher von dem Bezirksamtmanne Herrn von Saint Paul eingefordert wurde, ist auf dies Hemmnis der Arbeit hingewiesen worden. Es ist doch billig, daß die Unterthanen eines christlichen Staates von seiten der Obrigkeit auch einen gewissen Schutz dem Heidentum gegenüber erfahren. Der Herr Bezirksamtmanne hat ein Formular in Rischambaa schreiben lassen des Inhalts: daß die Regierung auf die Eingeborenen keinen Druck hinsichtlich ihres Glaubens ausübe, daß sie aber ihrerseits das Gleiche von den Eingeborenen erwarte. Wer denjenigen, die nach ihrer Überzeugung sich dem Christentum zuwenden, Gewalt anthue, der solle bestraft werden. Dieser Erlaß soll in mehreren Exemplaren den größeren Häuptlingen der Distrikte, in denen unsere Mission arbeitet, zugesandt werden. — Bei dieser Gelegenheit hat Missionar Wohlrab auch über die bei unsern Schwarzen so

verbreiten und so den Boden für das positive Christentum zurechten helfen. Während French in späteren Jahren diese Aufgabe des höheren Missions-schulwesens voll und ganz gewürdigt hat, fühlte er sich damals von seiner anscheinend fast fruchtlosen Thätigkeit selbst wenig befriedigt. Es verlangte ihn nach mehr eigentlicher Missionsarbeit. Der Unterricht in den rein weltlichen Lehrfächern lag ihm zu sehr abseits von der eigentlichen Missionsaufgabe und schien ihm zuviel von den besten Kräften des Missionars zu absorbieren. Daher wünschte er sehnlichst, es möchte ihm, wenn irgend möglich, für die wissenschaftlichen Lehrfächer zur Unterstützung ein Philologe gesandt werden, oder es möchten nur die jungen Missionare, bis sie sich in Indien eingelebt hätten, im Schuldienst beschäftigt werden, während die älteren und erfahreneren sich wesentlich der eigentlichen Missionsarbeit widmen sollten.

Indessen ob auch nicht gänzlich von seiner Lehrthätigkeit befriedigt, erfüllte French doch mit aller Pflichttreue und Freudigkeit diese seine besondere Aufgabe. Nur die freie Zeit, die diese ihm ließ, glaubte er zu solcher Arbeit verwenden zu dürfen, zu welcher sein Herz ihn trieb. Bald beteiligte er sich an der öffentlichen Basaarpredigt. Eine besondere Freude war es ihm, wenn bei solcher Gelegenheit manche seiner Schüler sich um ihn scharten und, obwohl selbst noch Heiden, dennoch ihren heidnischen Volksgenossen gegenüber seine Partei nahmen. Auch an der berühmten 1854 abgehaltenen Disputation Pfanders mit dem gelehrten Mohamedaner Rahmat Ullah konnte er thätigen Anteil nehmen und durch seine gute Beschlagenheit in den theologischen Wissenschaften Pfander wesentliche Hilfe leisten.

Vor allem benutzte French die Zeit der Schulferien zu ausgedehnten Predigttouren in die nähere und fernere Umgebung Agra's. Die Erfahrungen, die er hierbei gesammelt, hat er in einer Reihe bemerkenswerter Ratschläge niedergelegt:

Zu Predigtreisen sollen hauptsächlich die älteren und erfahreneren Missionare ausziehen. Diese Reisen sind bisher meist so gut als erfolglos geblieben, weil sie allzu planlos betrieben wurden. Die Missionare sind auf eigne Faust herumgereiht, ohne sich mit einander ins Einvernehmen zu setzen, ohne auf das Bezug zu nehmen, was ein anderer bei früherem Besuch etwa gethan hatte. Ein 2 bis 3tägiges Verweilen an einem Orte kann von keiner nachhaltigen Wirkung sein. Man muß wenigstens 2—3 Monate in einer Stadt verweilen. Möglichst soll der Missionar auch nicht einzeln reisen, sondern zu 2 und 2 oder in kleinen Trupps. Hat man dann durch längere Predigt in einer Stadt Boden gefunden, so ist ein Missionar daselbst bleibend zu stationieren, um das Werk fortzuführen. Die gewonnenen Heidenchristen sind zu thätiger Mitarbeit zu erziehen, es müssen ihnen

In Sintiam weigerte sich ein altes Ehepaar, den Christenglauben zu verleugnen und wurde im Flusse ertränkt. Viele Familien lagen hungernd im Versteck und wagten nur nachts sich etwas Nahrung auf den Feldern zu suchen. Die meisten blieben standhaft ihrem Glauben treu. MacKay, welcher schon die Beschießung von Kelung in der Nähe erlebt, weigerte sich auch während der Beschießung von Tamsui auf dem englischen Kriegsschiffe Zuflucht zu suchen; seine Christen, welche sonst mit ihm alle Gefahr geteilt, wollte er auch jetzt nicht verlassen. Während ringsum die Geschosse barsten und Steine und Dachsplitter umherflogen, ging er in der Gewißheit göttlichen Schutzes mit A Hoa vor dem Hause auf und ab, seine Kinder steckten im Keller. Allerdings brach auch seine starke Natur in dieser Zeit zusammen; eine heftige Gehirnentzündung warf ihn nieder, schon gab der Arzt jede Hoffnung auf, als es endlich gelang, von einem Schiffe Eis zu bekommen; nach dessen Anwendung verfiel der Kranke in einen 36 stündigen Schlaf, aus dem er gerettet erwachte. Sein damaliger Kollege Jamieson kränkelte von jener Zeit an und erholte sich nie wieder. In der folgenden Woche reisten beide Missionarsfamilien (MacKay und Jamieson) nach Hongkong, aber schon nach 8 Tagen sehen wir MacKay wieder unterwegs. Er kreuzte zwischen Tamsui, Amoy und den Pescadoreinseln; endlich gelang es ihm, Pässe zu erhalten, mit Lebensgefahr und ungeheuren Strapazen die Stellungen der französischen und chinesischen Truppen zu durchdringen und mit A Hoa und Tapsun die Gemeinden in der Ebene Kaptulan aufzusuchen. Auch hier war kein Abfall vorgekommen. „Die Mission ist vertilgt!“ jubelten die Heiden, als die Franzosen abdampften; aber gerade diese kritische Zeit diente nur zu ihrer Befestigung. MacKay reichte dem Gouverneur Liu Ming Tschuan eine Verlustliste ein, worauf dieser ohne Nachweis und ohne Bericht nach Peking sofort 10000 mex. Doll. Entschädigung zahlte. Von dieser Summe beschloß MacKay lieber 6 große solide Gebäude als doppelt so viele leichter Art zu errichten. Er lieferte selbst die Entwürfe und fertigte den Handwerker, die solche Bauten noch nie ausgeführt hatten, Modelle aus Rüben und Lehm. In 12 Wochen standen 3 Kirchen in Sintiam, Bangkah und Sek-khau fertig, aus Sandstein mit 70—80 F. hohen Türmen. Zwar waren letztere ganz gegen das Fungshui und das Volk war zeitweise erregt, aber der aufgeklärte Gouverneur Liu nahm auf die Beschwerden der Leute von Bangkah keine Rücksicht; er war längst nicht gut auf sie zu sprechen. An jedem Turme ließ MacKay das Wahrzeichen der schottischen Kirche anbringen, den brennenden Dornbusch mit der Umschrift:

nec tamen consumeatur. Auch die übrigen Kapellen wurden halb repariert; die Verteilung von Arznei, der Unterricht der Studenten, die tägliche Predigt ging weiter wie früher, ja an 5 neuen Orten konnten noch in demselben Jahre Gemeinden entstehen.

Noch weniger scheint die Mission zehn Jahre später in dem japanischen Kriege gelitten zu haben, obgleich MacKay auf seiner zweiten Urlaubsreise in Kanada weilte und das Werk allein auf dem jungen Rev. Gaulb und dem bewährten A Hoa ruhte. Während sonst die Sterblichkeit auf der Insel in dieser Zeit groß war, blieb doch die ganze Reihe der eingebornen Prediger unversehrt. MacKay ist voll froher Hoffnung für die Zukunft. Er schreibt: „Die Kirche Christi ist jetzt ein realer Faktor und eine positive Macht im geistigen und sittlichen Leben von Nordformosa.“

Die Vermehrung der Kapellen erfolgt zwar sehr schnell, aber doch in ziemlich gleichmäßigem Tempo (1884 : 40, 1889 : 50, 1895 : 60). Daselbe gilt von der Zahl der Christen (1889 : 2719, 1895 : 4371 Getaufte). Unter den Christen sind 1895 1027 männl., 711 weibl., im ganzen 1738 Kommunikanten.

Nach wie vor ist MacKay der alleinige Führer und Organisator der Arbeit. Jüngere Kräfte haben ihm bisher nur vorübergehend zur Seite gestanden: 1875—77 Dr. Fraser, kehrte nach dem Tode seiner Frau heim, ist jetzt P. von Leith, Ontario; 1878—82 Rev. Junor, vertrat während MacKays Urlaub 1881, mußte wegen Fiebers zurück, ist Stadtmissionar in New York; 1883—91 Rev. Jamieson, kränkelte viel, bis er starb; seit 1892 steht Rev. William Gaulb in der Arbeit; Ende 1895 ist MacKay zu ihm zurückgekehrt. Rev. Gaulb bestätigt das günstige Urteil über die eingebornen Prediger, namentlich den hervorragend tüchtigen und mit der Gabe der Leitung ausgerüsteten A Hoa. „Er kennt sein Volk vom Gouverneur bis zum zerlumpten, opiumrauchenden Bettler, auf alle hat er Einfluß. Seine Dienste in der Mission sind unschätzbar; hoffentlich dürfen wir uns noch viele Jahre seines Einflusses und seines Rates erfreuen.“ Er ist nicht mehr Gemeindepastor, sondern in der Oberleitung thätig; 20 Doll. monatlich ist sein Gehalt. A Hoa und Tan He, der langjährige treue Pastor von Sintiam, sind die einzigen Ordinierten. MacKay vollzog die Ordination in dem stürmischen Jahre 1884, seither hat er eine Wiederholung dieses Aktes nicht für nötig gehalten. Außer den in der Oberleitung und im Schulwesen zu Tamsui Beschäftigten zählt die Mission 60 Prediger, welche an Kapellen angestellt sind. Ihren be-

Heidenen Gehalt zahlt die Mission. Obgleich Mackay eine self supporting Mission als Ideal vorschwebt, so ist er doch nüchtern genug, nicht zu viel zu verlangen. Wohl prägt er den Christen die Pflicht des Gebens ein, aber in Heidenländern ist nun einmal die Bekehrung oft mit Boykott und Beraubung verbunden, und in vielen Gemeinden ist keine einzige, selbst nach inländischen Begriffen wohlhabende Familie. Die Summe der jährl. Beiträge ist immerhin erfreulich, 1895: 2640 Doll. Vier Gemeinden erhalten sich ganz selbst.

An vielen Orten stehen stattliche Kirchengebäude. Die Dankeskirchen des Jahres 1884 sind schon erwähnt. Als schönsten Bau bezeichnet M. die 500 S. fassende, mit hohem Turm geschmückte, steinerne Kirche zu Toatiutia. Am 18. Okt. 1891 spendete er hier das heilige Mahl an 130 Personen.¹⁾ Den Vorzug der lieblichsten Lage behält die Kirche zu Sintiam, in welcher der treue Rev. Tan He Gottes Wort predigt. Auf einer Höhe, um die der Fluß sich windet, liegt sie äußerst malerisch zwischen Bergen und üppiger Tropenvegetation und leuchtet mit ihrem schönen Turme weit ins Land. Tan He wird übrigens von seiner Gemeinde selbst unterhalten und empfängt außerdem noch viel Beiträge für die Armen und für die Mission. Er ist auch ein guter Baumeister. In dem Pipohoandorfe Sinsia, an einem klaren Bergflusse, hat er eine steinerne „Burns chapel“ erbaut, ohne den Kostenanschlag zu überschreiten. Eine „Mackay church“ findet sich in dem südlichsten Dorfe der Kaptulan-Ebene, Lamhongo an der So-Way. Mackay mußte es dulden, daß der Bau den Namen seines Vaters empfing. Oft wenn er darin predigte, rollten seinen Hörern die Thränen übers Gesicht, so leid that es ihnen, daß sie anfangs unfreundlich gewesen waren. Zuweilen muß die Kirche auch Frauen und Kindern als Zufluchtsort vor den Wilden dienen.

Weitere Nachricht über einzelne Gemeinden zu geben, ist nicht möglich. Sie verteilen sich über ganz Nordformosa. Auch nach den kleinen Inseln Steep Island und Ugincourt (100 engl. Ml. nordöstl. von Kelung) hat Mackay Gottes Wort gebracht und ist von den armen Fischern mit Freude aufgenommen worden. Die Wilden im Gebirge hat er zwar oft aufgesucht und ihnen gepredigt, aber zur Gemeindebildung ist es bei ihnen nicht gekommen. Das würde eine besondere Mission erfordern; Mackay hat aber den Grundsatz den göttlichen Fingerzeigen Schritt für Schritt zu folgen und keine Kraft an die Arbeit im fieberreichen Urwalde zu verwenden, solange ihm sonst noch Thüren genug sich aufthun. Die fortschreitende Kolonisation wird auch dorthin neue Wege bahnen. Als ergiebigster Boden erweist sich immer mehr die Pipohoanbevölkerung. Unter

¹⁾ Nicht weit von der schnell wachsenden Handelsstadt überspannt jetzt eine 1464 F. lange Eisenbahnbrücke den Tamsuifluß, vermutlich wird der Ort in Zukunft eine große Bedeutung gewinnen.

den 50 Zöglingen des Oxford-College sind nur etwa ein Duzend Chinesen, welche allerdings die Pipohoan an Begabung und Fleiß weit übertreffen. Wie sehr die Mission aber im ganzen Lande eingewurzelt ist, beweist der Umschwung der Stimmung. Die Zeiten, in denen das Volk durch Maueranschläge aufgehetzt, der Verkehr mit dem Missionar verboten, Macay insultiert oder wie 1879 in effigie auf Götzenfesten verbrannt wurde, sind vorüber.

Noch 1879 war bei einer heidnischen Prozession in Bangkah ein fanatischer Haufe über Macay und seine Begleiter hergefallen; seine Frau hätte fast durch den Stoß mit einer Fackel ein Auge verloren. Im J. 1893 sandten dagegen die Häupter der Stadt eine mit Seide ausgeschlagene Sänfte und 8 Musikbanden, um Macay in feierlichem Zuge durch die Straßen zu führen. Fahnen und Feuerwerk fehlte nicht, 5 Beamte schritten voraus, vor dem Missionar wurden 3 „Ehrenschilder“ mit großer Troddel getragen, den Beschluß machten 6 Reiter, 26 Sänften und 300 Fußsoldaten. An der Landungsstelle des Dampfers hielt der Zug, die Christen sangen, 2 Musikbanden stiegen aber mit aufs Schiff, um die Reisenden bis vor ihr Haus in Tamsui zu geleiten.

Zuletzt noch ein Blick in Macays Hauptquartier zu Tamsui!¹⁾ Vom Meere aus erblickt man hinter den chinesischen Forts und Zollhäusern zur Linken eine 200 F. ansteigende steile Höhe, an deren Vorderseite in dem wetterfesten Bau des alten Holländerforts das britische Konsulat sich niedergelassen hat. Auf dem Gipfel leuchten aus dem Grün zwei rote Gebäude in eigentümlichem halbchinesischem Stil: Oxford-College und Mädchenschule. Daneben liegen unter Bäumen versteckt zwei weiß getünchte, einstöckige Bungalows mit Ziegeldach, die Wohnungen Macays und seines Kollegen. Lange immergrüne Banianenalleen zu beiden Seiten der 10 F. breiten mit Korallenkies bestreuten Wege und eine rings um das ganze Grundstück laufende Hecke, welche ab und zu mit purpurroten Blüten bedeckt ist, dazwischen 104 Oleanderbüsche, erhöhen die Schönheit des Platzes. Wenn Macay in Tamsui weilt, verbringt er den Abend am liebsten unter der schattigen Wölbung der Bäume lustwandelnd, meditierend, seine Studenten unterrichtend. Nachdrücklich betont er, daß auch solche Anlagen zur Mission gehören; Ordnung und Schönheit lasse Gott uns schauen in seiner Schöpfung, wir sollen ihm auch darin nachzufolgen suchen. Die

¹⁾ Tamsui ist der Name des Bezirks, von den Europäern auf die Stadt übertragen, die chin. Fohb heißt. Als Vertragshafen, in welchem Ausländer Grundbesitz erwerben durften, gewann die Stadt einige Bedeutung, im übrigen ist sie ein verräuchertes Nest mit dem rührigen Treiben aller chin. Städte. Einwohner 6148 oder mit Zurechnung der von der Stadt abhängigen 4 Dörfer 10233 S.

Kapelle mit der Wohnung des chinesischen Predigers liegt ziemlich entfernt mitten in der Stadt, welche von dem Missionsgrundstücke durch ein tiefes Flußthal getrennt ist. Unmittelbar neben die Kapelle wurde 1880 das (nach einem kanadischen Geber benannte) MacKay-Hospital gebaut, in welchem die früher von MacKay in einem Zimmer geübte Heilkunst ihr Heim gefunden hat. Der Platz ist dazu wie geschaffen: auf der einen Seite die Hauptstraße, auf den drei anderen ein Wasserlauf, der allen Unrat sofort wegführt. Die Leitung hat der jeweilige Arzt der Fremdenkolonie, jetzt Dr. Ungear. Im J. 1894 zählte man 3156 neue und 6580 alte Patienten. Dieselben kommen oft weit aus dem Innern. Viele finden hier den Weg zum Glauben, der indirekte Einfluß ist gar nicht abzuschätzen.

Mit den europäischen und amerikanischen Kaufleuten, Konsuln, Zollbeamten, Ärzten und wer sonst nach Nordformosa kam, stand MacKay stets in freundlichem Verkehr. Sie besuchten gern sein reichhaltiges, natur- und völkerkundliches Museum, hörten im College zu, begleiteten ihn auf interessanten Touren ins Innere und er war stets teilnehmend und hilfsreich für alle. Sie wissen auch, was sie ihm verdanken. Daß sie in ganz Nordformosa gute Aufnahme finden und der Zurschall „fremder Teufel“ kaum mehr gehört wird, ist wesentlich die Frucht der Mission. In einer schmeichelhaften Adresse sprach ihm die ganze Fremdenkolonie zu Tamsui, als er 1893 nach Kanada abreiste, Dank und Verehrung aus.

Wir schließen mit einem Zeugnis des deutschen Naturforschers Dr. Warburg (welchen auch Grundemann a. a. O. öfters erwähnt). Als dieser mit MacKay durch die Ebene Kaptulan zog und in den vollen Kapellen die Eingebornen predigen hörte, sagte er eines Tags zu MacKay: „Vergleichen habe ich früher nicht gekannt. Wenn die Leute in Hamburg das sähen, würden sie gern Missionsbeiträge geben, und wenn skeptische Gelehrte so wie ich mit einem Missionar reisten und Zeugen dessen würden, was ich in dieser Ebene erlebt habe, so würden sie eine andere Stellung einnehmen gegen die Herolde des Kreuzes.“

Die modernen Allianz-Missionen.

Von P. Berlin.

Dieser Überblick über die Missionsarbeit der I. M. A. läßt ihre Eigentümlichkeiten erkennen, ihr schnelles Wachsen und ihre weitausschauenden Pläne. Die Zahl ihrer Missionare beläuft sich (mit Einschluß der zu baldiger

Aussendung bereitstehenden) auf 265, ihre Einnahmen sind von 5000 Doll. im ersten Jahre auf 109215 Doll. (im Jahre 1894/95) gestiegen, — in der That ein amerikanisches Wachstum! Ihre Missionsarbeit wendet sich an Heiden, wie an Mohamedaner, an Römischkatholische wie an die Juden von New York — ihre „Konstitution“ weist ihr nicht bloß die Heidenmission zu, sondern „die Predigt des Evangeliums in Nordamerika, die Verbreitung von evangelischen heimischen und ausländischen Missionen mit besonderer Rücksicht auf die Bedürfnisse von unbefestigten und veräußerten Gebieten.“ Ihre Missionsfelder erstrecken sich auf alle Erdteile, bis auf Australien, und auch dieses ist wenigstens Gegenstand ihrer Pläne gewesen, indem man die Karolineninseln zu besetzen gedachte. Andere Pläne betrafen die malayischen Inseln und Hinterindien, wohin Missionar Delacheur schon eine Untersuchungsreise nebst Sprachstudien gemacht hatte, Deutsch-Ostafrika und das Sululand, Nord- und Südindien u. s. w. Die schnell auftauchenden und manchmal wieder schnell verschwindenden Pläne, das Aufgeben von eingenommenen Gebieten bringt eine gewisse Unruhe in die Arbeit hinein. Beides, das Arbeiten in weitem Umfange und das Planen in noch weiterem, hängt zusammen mit dem Missionsziel der I. M. A. und das ist die Evangelisierung der Welt in möglichst kurzer Zeit, womöglich in dieser Generation. Es handelt sich darum, nach Matth. 24, 14 das Evangelium vom Reich in der ganzen Welt zu einem Zeugnis über alle Völker zu predigen, damit das Ende kommen kann. Auf das Ende, auf die Wiederkunft Christi und das tausendjährige Reich sind die Augen der Allianzchristen mit besonderem Eifer gerichtet, und man möchte fast sagen: die Mission wird hier nicht sowohl um der Heiden willen getrieben, als vielmehr um des Kommens Christi willen. Gewiß beklagt man die Not der Heiden, das Opiumverderben in China, die Sklaverei und die Grausamkeiten in Afrika, die Kinderwitwen und die verkehrten Bußübungen in Indien, aber immer wieder tritt es hervor, in den Jahresberichten wie in den Briefen der Missionare, daß ihr Herz lebt in dem Gedanken an „die gesegnete Hoffnung auf unsres Herrn Wiederkunft,“ an die Stunde der Morgendämmerung des tausendjährigen Reiches, der Hochzeit des Lammes, und das Wort von der Predigt des Evangeliums vom Reich in aller Welt gilt als „die große Missionslösung.“ Sonst ist das Wort Matth. 28: „Gehet hin und lehret alle Völker“ u. s. w. das Lösungswort der Mission, die Grundlage, auf der sie ruht, die Anweisung, nach der sie arbeitet, die Verheißung, von der sie zehrt. Von diesem Worte (so scheint es mir) macht die I. M. A. wenig oder gar

keinen Gebrauch; das zeigt, daß ihr Missionseifer aus einer anderen Quelle stammt. Es ist ein Zeugnis für das Christentum als eine missionierende Religion, daß es nicht bloß einen Missionsantrieb kennt, etwa die herzliche Liebe zu den Heiden, die ohne die Kunde von dem Heiland verloren gehen müssen, oder den aus dem Glauben geborenen Gehorsam gegen die große „Marschordre“ des himmlischen Königs, oder das innige Verlangen, Ihm zu dienen, der sein Leben für uns gelassen hat, oder das Bestreben, die Güter christlicher Gesittung denen mitzuteilen, die sie noch nicht haben, oder den Drang nach Erweiterung des eigenen kirchlichen Machtbereiches, Antriebe, die ja in der bisherigen Missionsgeschichte wirksam gewesen sind. In der Mission der I. M. A. und der ihr verwandten Kreise z. B. China Inl. Miss., tritt der eschatologische Gesichtspunkt so scharf als der alles beherrschende hervor, wie es sonst noch nie geschehen ist. Gewiß darf das eschatologische Moment nicht zurücktreten, aber wie nach dem Zeugnis der Kirchengeschichte das einseitige Betonen der eschatologischen Gedanken der h. Schrift leicht schwärmerische Erscheinungen hervorgerufen und die christliche Entwicklung in einer ungesunden Weise beeinflusst hat, so liegt auch hier die Gefahr vor, daß die christliche Heidenmission durch das einseitige Vorherrschen der eschatologischen Gedanken in ungesunde Bahnen gelenkt wird. Schon die Berechnungen, die man in Amerika über die mögliche Zeitdauer der Evangelisation der Welt aufgestellt hat, die auch den Kreisen der I. M. A. nicht fremd sind,¹⁾ erweisen sich als ein Zeichen mangelnder Nüchternheit, man vergißt das Wort Christi: „es gebühret euch nicht zu wissen Zeit oder Stunde, welche der Vater seiner Macht vorbehalten hat.“ Die Hast des modernen Lebens, speziell des amerikanischen Geschäftslebens, wird hier in das Gebiet der Mission hineingetragen.

Man muß das Missionsziel der I. M. A. festhalten, um ihre Missionsweise zu verstehen. Soll die Welt evangelisiert werden, so muß man namentlich diejenigen Gebiete ins Auge fassen, welche bisher von anderen Missionen nicht berührt sind, wo also noch kein „Zeugnis“ abgelegt worden ist. Das hat sich die I. M. A. laut Art. II. ihrer Konstitution zur Aufgabe gesetzt, und das ist mit Rücksicht auf die in manchen Gebieten leicht eintretende Konkurrenz in der Mission ein gewiß zu billigender Gedanke. Dazu bedarf es ferner einer möglichst großen Schar

¹⁾ Unter ihren Flugschriften findet sich eine mit dem Titel: „Kann die Welt in 10 Jahren evangelisiert werden?“

von Missionaren, und um diese zu gewinnen, darf man an ihre Ausbildung nicht zu hohe Anforderungen stellen. Die I. M. A. will den Wert eines völlig ausgebildeten geistlichen Standes nicht unterschätzen, aber sie erkennt auch den Wert einer anderen Klasse von Arbeitern an, nämlich von „einfachen, geheiligten Männern und Frauen von vielleicht nur mäßiger Ausbildung (moderate education), die aber erfüllt sind mit dem h. Geiste, entzündet von heiligem Eifer und Selbstverleugnung, die von ihrer innerlichen Berufung zu dieser speziellen Arbeit überzeugt sind“ und dann durch einen kurzen (d. h. etwa 1—2 Semester dauernden) Kursus spezielle Unterweisung für ihre besondere Thätigkeit empfangen. Solche, die „keinen vollständigen theologischen Kursus durchmachen“ können, die Gott aber erfolgreich zu seinem Werke benutzen kann, will sie aufsuchen und zur Missionswirksamkeit befähigen. Den Hauptton aber legt sie immer auf die geistliche Befähigung der Kandidaten, auf die „Taufe des h. Geistes“; sie müssen schon begonnen haben, Seelen zum Heiland zu führen. Eine der ersten Fragen an einen Missionskandidaten soll sein: „wie viele haben Sie schon zum Heiland geführt, seitdem Sie selbst bekehrt sind?“ und als die beste Vorbereitung auf die Heidenmission gilt die geistliche Thätigkeit daheim. Doch scheint es, als sei man allmählich in den Anforderungen an die berufliche Ausbildung der Kandidaten strenger geworden. So heißt es im Report. 1893 S. 13: „mehr und mehr überzeugt sich der Board von der Notwendigkeit einer möglichst gründlichen und sorgfältigen Ausbildung“ (training), und das Verfahren mit den schwedischen Kandidaten bestätigt das; wenn man aber die Gegenstände überschaut, welche im Training College behandelt werden,¹⁾ und dazu bedenkt, daß das alles in einem Winter- und allenfalls noch in einem kürzeren Sommersemester durchgemacht werden soll, so wird bei allem Verneifer eines Missionskandidaten doch kaum eine gründliche Ausbildung herauskommen können.

Die starke Heranziehung des weiblichen Elementes in den Missionsdienst und zwar in den eigentlichen Missionsdienst, erklärt sich wohl teils aus den in Amerika herrschenden, von den unsrigen abweichenden Verhältnissen, teils aus dem Bestreben, auch dem weiblichen Geschlechte in den fremden Ländern nahe zu kommen, was den Männern ja vielfach nicht möglich ist, und aus dem Gedanken, daß der Einfluß christlicher

¹⁾ Biblical exposition, biblical theology, christian evidences, church history, familiar science, christian life and work, homiletics and the principles of preaching, Logic, english grammar, rhetoric elocation, History, Geographie and principles of foreign missions, sowie alte und neue Sprachen.

Mütter die Arbeit an dem jungen Geschlechte bedeutend erleichtern muß. Ebenso soll die frühzeitige und ausgiebige Verwendung eingeborner Hilfskräfte einer beschleunigten Evangelisierung dienen. Es sieht geradezu aus, als ob die ganze Missionsarbeit nicht auf Bildung christlicher Gemeinden, sondern auf die Gewinnung von Evangelisten abgesehen wäre. Dem entspricht es auch, daß man darauf verzichtet, umständlich eingerichtete (elaborate) und teure Missionsstationen zu gründen, oder erzieherische und andere Einrichtungen zu treffen; das Evangelium schnell zu verkündigen und vorwärts zu dringen, das ist die Hauptsache, es handelt sich um ein „pioneer and aggressive work“. Gemeinden zu gründen, kirchliche und andere Einrichtungen vorzunehmen, Organisationen zu schaffen, das überläßt man anderen.¹⁾ Man kennt und treibt auch Stationsarbeit — die Praxis muß ja manchmal die kühnen Theorien verbessern, — aber Reisepredigt, aggressive, evangelistic work, ist und bleibt die Hauptsache. Um das in möglichst großem Umfange thun zu können, ist natürlich Sparsamkeit sehr notwendig. Man giebt den Missionaren soviel, wie sie nach den Landesverhältnissen zum Unterhalt gebrauchen, in Indien etwa 250 Doll., in Afrika etwa 300, ebensoviel in Centralchina, in dem billigeren Nordchina 200 u. s. w.; je weniger die einzelnen gebrauchen, desto größer kann die Zahl der Ausgesendeten werden, und es wird geradezu als eine „Ermutigung“ auf dem ökonomischen Gebiete bezeichnet, daß man dahinter kam, mit den zuerst angenommenen 500 Doll. pro Missionar zu hoch gegriffen zu haben und mit der Hälfte oder etwas mehr auskommen zu können. Mit der äußersten Sparsamkeit wird die Verwaltung in Amerika geführt; die ganze Arbeit daheim geschieht unentgeltlich, die Miete für ein Geschäftszimmer und das Gehalt für einen Buchhalter sind die einzigen Ausgaben, welche die Verwaltung erfordert, so daß die eingehenden Beiträge fast unverkürzt auf die Missionsfelder gesandt werden können. Dividiert man z. B. die Ausgaben des letzten Jahres (1894/95) durch die Zahl der Missionare inkl. Kandidaten, so ergibt sich auf den einzelnen Missionar nur der Betrag von 1766 M., eine Summe, die weit zurückbleibt hinter denjenigen, die sich z. B. bei den deutschen Missionsgesellschaften ergeben, wenn man ebenso rechnet; Berlin I kommt hierbei auf 3775 M. zu stehen, und die anderen Gesellschaften (ausgenommen die Brüdergemeinde) noch höher.²⁾

¹⁾ Oder hält es garnicht für nötig.

²⁾ Diese Rechnung ist aber sehr irreführend.

Man kann die Missionsweise der I. M. A. nicht betrachten, ohne auf ein besonderes Missionsmittel zu achten, das sie anwendet, das ist die Heilung von Krankheit durch gläubiges Gebet. Zu dem „vierfältigen Evangelium“ gehört auch das Evangelium von dem heilenden Heilande. Zunächst handelt es sich um das persönliche Verhalten der Missionare in den Krankheitsfällen, die sie treffen. Da heißt es aus Anlaß einiger Todesfälle im Kongogebiete (Rep. 1892, S. 28 f.): „Wir lassen unseren Missionaren volle Freiheit, Medizin zu nehmen oder nicht, je nach ihrem Gewissen, und in diesen Fällen haben sie dem Räte nachgegeben und die möglichst beste Behandlung gefunden, doch ohne Erfolg.¹⁾ Der Board muß ausdrücklich seine feste Überzeugung aussprechen:

„Daß es viel Gefahr für unsere jungen Missionare in Afrika giebt, wenn sie sich unnötigen Gefahren aussetzen, durch übermäßige Arbeit, oder dadurch, daß sie sich unvorsichtig der Hitze der Mittagssonne und den andern Gefahren des schrecklichen Klimas aussetzen. Aber wir glauben doch, daß es mit Vorsicht und göttlichem Segen keinen Grund giebt, warum das Leben unserer Missionare nicht sollte verhältnismäßig sicher sein. Manche Glieder des Board können nicht umhin zu hoffen, daß der Tag nahe ist, wo diese lieben Arbeiter imstande sind, ohne Zweifel oder Frage in einfachem Glauben an Gott zu stehen und seine übernatürliche Kraft geeignet zu finden, sie vor den Gefahren des afrikanischen Klimas zu bewahren, wie sie es an manchem in diesem Lande gezeigt hat.“

Der Standpunkt, die Entscheidung dem Gewissen des einzelnen Missionars zu überlassen, wird von der Missionsleitung festgehalten (Rep. 1895, S. 88.), aber man gewinnt aus den Berichten doch den Eindruck, daß die „göttliche Heilung“ gewissermaßen als Dogma angenommen ist. Sie kommt nun aber nicht bloß für die Missionare in Betracht, sie wird auch bei den Heiden angewendet, und wenn Olivia Blomberg in Nordchina hier eine blinde Frau durch ihr Gebet sehend macht, dort einer gelähmten wieder zum Gehen verhilft, wenn in Indien die Mädchen des Waisenhauses an den Pocken erkranken und „unter den wachsamten Augen der amtlichen, medizinischen Autoritäten durch einfachen Glauben an Gott“ wiederhergestellt werden, so muß dies ja für das

¹⁾ Der eine dieser Fälle wird beleuchtet durch den Bericht eines erfahrenen schwed. Kongomissionars (Miss. Förb. 1893, S. 72): „Sie war wie alle die andern voll von Glaubensheilungsideen. Sie hielt an ihrer Idee fest und nahm 9 Tage hindurch keine Medizin, obwohl sie seit 15 Tagen verstopft war. Am neunten Tage entschloß sie sich, Medizin zu nehmen, aber es war zu spät.“ Man kann sich doch des Gedankens nicht erwehren, daß hier rechtzeitig angewandte Mittel das Leben der Missionarin erhalten hätten, zumal da ihre Konstitution sie für das Kongoklima geeignet erscheinen ließ.

Missionswerk seine Bedeutung haben. Franzen spricht einmal von 10 bekehrten Heiden, deren Bekehrung sich zurückführen lasse auf Heilungen durch das Gebet von Missionarinnen, und sagt (Sann. V. 94. No. 36, bil.).

„Ich habe auf meinen Reisen durch Heidenländer vielfach Gelegenheit gehabt, den Einfluß sowohl der Anwendung von Heilmitteln, als auch des Gebetes zu Gott nach Jak. 5 zu beobachten. Beide Weisen wendet Gott zum Segen an, indem die Leute Hilfe empfangen und dadurch zu Freunden der Missionare gemacht werden. Über keins von beiden läßt sich etwas übles sagen. Was aber den Einfluß auf die Heiden zum Seelenheil angeht, kann man ruhig sagen, daß eine Glaubensheilung weit mehr hilft als 10 Heilungen durch menschliche Kunst. Im ersteren Falle bewundert man die Kunst der Ausländer, im andern Falle ihren Gott.“

Danach kann man wohl die Gebetsheilungen geradezu als ein Missionsmittel der I. M. A. ansehen.

Bei der Betrachtung der Thätigkeit der I. M. A. tritt uns die Verschiedenheit zwischen ihr und den älteren Missionen entgegen, aber es giebt auch Berührungen wenigstens mit einer derselben — das ist die China-Inland-Mission, die allerdings vielfach neue Wege gegangen ist. Sie ist jetzt in den kontinentalen Missionskreisen bekannter geworden, auch die Allg.-Miss.-Z. hat durch mehrere ausführliche Aufsätze (Jahrg. 1894 u. 95) dazu beigetragen. Die China-Inland-Mission ruht auf allgemein-evangelischer Grundlage und nimmt Mitarbeiter ohne Rücksicht auf ihr Sonderbekenntnis an. Die I. M. A. steht auf demselben Standpunkt.

„Ihr Ziel soll allgemein sein, ihr Charakter und Geist ist katholisch und nicht sektirerisch, und sie wird sich bemühen, Christen aller evangelischen Denominationen zu ihrem Werke zu vereinigen“ (Art. 5 der Konstitution). „Die Allianz sendet Arbeiter beiderlei Geschlechts aus, Laien wie Geistliche, ohne Rücksicht auf ihr Sonderbekenntnis“ (Art. 11).

Die Gleichgiltigkeit gegen das Sonderbekenntnis soll aber nicht Gleichgiltigkeit gegen die christliche Wahrheit sein, vielmehr hat die I. M. A. ein bestimmtes Glaubensbekenntnis, dessen Anerkennung sie von ihren Vorstehern, Missionaren und Mitgliedern verlangt:

„Ich glaube an Gott den Vater, Gott den Sohn und Gott den h. Geist, an die wörtliche Inspiration der h. Schriften als ursprünglich gegebener, an die stellvertretende Sühne des Herrn Jesu Christi, an die ewige Erlösung aller die an ihn glauben, und an die ewige Bestrafung aller, die ihn verwerfen.“ (Art. 3.)

Bei hervortretenden fundamentalen Veränderungen ihres Glaubensstandes müssen die Missionare das Band lösen, das sie mit der I. M. A. verbindet. Dieser Standpunkt macht die Verzichtleistung auf einheitliche kirchliche Organisation auf dem Missionsfelde notwendig, wie bei der

Ch. I. M., aber während diese sich vor den dadurch entstehenden praktischen Schwierigkeiten dadurch sichert, daß sie den verschiedenen kirchlichen Richtungen räumlich verschiedene Gebiete zuweist, giebt die Konstitution der I. M. A. (Art. 13,1) dem einzelnen Missionar die Freiheit, die Form der Kirchenleitung selbständig zu bestimmen, sowie er es für schriftgemäß befindet, doch muß die einmal festgesetzte Organisation von seinem Nachfolger beibehalten werden, eine Änderung darin darf nur mit Zustimmung der Leitung eintreten.

Die Ch. I. M. stellt die geistliche Befähigung der Missionare höher als die intellektuelle. Daß die I. M. A. hierin völlig auf ihrer Seite steht, hat sich zur Genüge ergeben. Auch die Ausbildung der Missionare auf dem Missionsfelde geschieht nach dem Vorbilde der Ch. I. M. Die Missionskandidaten sollen während der ersten 3 Jahre als Junioren angesehen werden und diese Zeit dem Studium, besonders dem Sprachstudium widmen. Haben sie dann die verschiedenen Prüfungen bestanden, so werden sie als Senioren anerkannt. Die Probezeit kann unter Umständen verlängert werden, Kandidaten, die sich als untauglich erweisen, werden zurückgeschickt und müssen die auf ihre Ausbildung verwandten Mittel ersetzen. Die Junioren werden in der Regel der Aufsicht der Senioren unterstellt und haben diese, soweit es angeht, bei ihrer Arbeit zu unterstützen. Für die einzelnen Missionsgebiete ernennt der Board Superintendenten; bei den größeren Gebieten, wie China haben die einzelnen Abteilungen Lokalsuperintendenten, über denen der Generalsuperintendent steht. Der Superintendent hat die Leitung der Mission auf seinem Gebiete und wird in wichtigeren Dingen von den Senioren beraten, er ist verantwortlich für die richtige Verwendung der Missionsgelder und hat die sprachlichen Prüfungen der Junioren zu leiten. Für die geistliche Versorgung der Missionare wird durch jährliche Konferenzen reichlich gesorgt. Ihre Arbeitsfelder sollen ihnen nicht ohne ihre Zustimmung überwiesen werden, aber es wird auch von ihnen erwartet, daß sie zu jeder Selbstverleugnung bereit sind und der Leitung ihres Vorgesetzten sich fügen.

Auch in Bezug auf die Geldangelegenheiten finden wir Berührung mit den Grundsätzen der Ch. I. M., namentlich in Bezug auf die Unterhaltung der Missionare. Die Allianz giebt ihnen (Art. 12) kein festes Gehalt und erwartet, daß sie im Glauben an die Hilfe des Herrn ihr Werk thun, sie unterstützt sie aber nach Maßgabe der verfügbaren Mittel. Während jedoch Hudson Taylor das direkte Bitten um

Selbst bei Menschen verwirft und sich selbst wie seinen Missionaren zur Pflicht macht, alle ihre Bitten an Gott zu richten, ist von einer solchen Zurückhaltung bei der I. M. A. keine Rede. Sie hebt nachdrücklich das Mißverhältnis zwischen den Aufwendungen für den heimischen Kirchendienst und für die Heidenmission hervor, um zu erhöhten Leistungen für letztere anzuregen; sie giebt auf die Frage: Was können wir thun? auch die Antwort: ihr könnt geben, und rechnet Seiten lang vor, was man mit einer wöchentlichen Gabe von 4—5 Doll., was man mit Gaben von 1—5000 Doll. ausrichten kann, und sie legt es wieder und wieder denjenigen, welche nicht selbst zu den Heiden ausgehen können, ans Herz, durch ihre Gaben Stellvertreter zu unterhalten, die für sie auf dem Missionsfelde wirken, damit sie durch diese an der Missionsarbeit Anteil haben.

Nehmen wir endlich dazu, daß — wie bereits oben hervorgehoben — die I. M. A. wie die Ch. I. M. das „Zeugnis“ nach Matth. 24, 14 scharf und einseitig betont, so können wir sagen, daß die I. M. A. in den Spuren der Ch. I. M. wandelt, und es zeigt sich, daß diese diesseits und jenseits des Oceans bereits Schule gemacht hat.

II. Die Skandinavische Allianzmission.

Neben der Internationalen Allianzmission besteht in Amerika eine Skandinavische Allianzmission, ihr im Namen und im Geiste ähnlich, aber doch von ihr geschieden, unabhängig in ihrer Entstehung, selbständig in ihrer Organisation und Leitung. Theils der Ähnlichkeit des Namens wegen, theils weil der Leiter der letzteren auch in die Entwicklung der ersteren eingegriffen und eine Zeitlang in ihrem Interesse gearbeitet hat, und beide leicht zu verwechseln, und es ist nicht immer leicht, sie auseinanderzuhalten. Meine Vermutung, daß die skandinavische sich mit der Simpson'schen Allianz „völlig vereinigt zu haben scheint“, (Allgem. R.=Z. 1893, S. 544), ist irrtümlich gewesen; es ist auch nicht richtig, wenn die skandinavische als ein „Zweig“ der I. M. A. bezeichnet wird¹⁾ und die 1893 nach China gegangenen 45 Missionare der Skandinavischen Allianzmission zugerechnet werden.²⁾ Der Begründer der Skandin. All. Miss. ist der schwedisch-amerikanische Evangelist F. Franson, ein Mann, der als Evangelist wie als Missionsvorsteher in drei Welttheilen eine uneingeschränkte Thätigkeit entfaltet hat, reich an Anregungen, kühn im Planen,

1) Wie in Danst Miss.=Bl. 1893, S. 362 geschieht.

2) So in „Nordens Missionärer“ S. 21.

unermülich im Wirken, aber auch geeignet, Widerspruch hervorzurufen, den einen ein Gegenstand der Bewunderung, den andern ein Schwärmer. Nachdem er in Westdeutschland die Anregung zur Gründung der „Deutschen China-Allianz-Mission“ gegeben hatte,¹⁾ ging er nach Amerika und gründete dort die „Skandinavische Allianzmission“, die in den skandinavischen Gemeinden dort (hauptsächlich in dem Gebiete westlich und südlich von den großen Seen) ihren Boden und in Chicago ihren Mittelpunkt gefunden hat. Die Auswanderung aus Skandinavien nach Nordamerika ist groß gewesen, namentlich aus dem so wie so schon volkarmen Schweden. Man schätzt die Zahl der Schweden in Amerika (einschl. der dort geborenen) auf über 725 000, der Norweger auf fast 600 000, der Dänen auf über 200 000; in der Stadt Chicago allein giebt es 60 000 Schweden. Die Ausgewanderten haben sich in Amerika kirchlich verschieden eingerichtet, und die kirchliche Zersplitterung in Schweden hat ihr Ebenbild in Amerika gefunden. Die kirchlich gerichteten Kreise haben sich zu der Augustana-Synode zusammengeschlossen, die ihr Seminar in Rock Island hat, die freikirchlichen zu dem Schwedischen Missionsbunde in Amerika, der seinen Sitz in Chicago hat und auch Heidenmission an den Indianern, in Alaska und in China treibt; andere, denen der Missionsbund noch zu „kirchlich“ ist, leben als freie Gemeinden, soweit sie sich nicht den Kongregationalisten, Methodistern oder Baptisten angeschlossen haben. Aber wie die zu weitgehende Sonderung das Bedürfnis nach Vereinigung hervorruft, so ist auch hier das Bestreben hervorgetreten, die getrennten wieder zu nähern und zu verbinden, und besonders Franzen tritt eifrig für einen Zusammenschluß ein, aber die leitenden Kreise des Missionsbundes verhalten sich ablehnend, doch scheint eine Annäherung sich vorzubereiten. In den freien Gemeinden finden wir nun die Träger der skandin. Allianzmission. Ein besonderes Organ in der Presse hat diese Mission nicht, doch stehen die in schwedischer Sprache herausgegebenen Wochenblätter Chicago-Bladet und Österns Veckoblad in Boston in Verbindung mit ihr. Jahresberichte giebt die Mission nicht aus, es ist daher schwer, ihr zu folgen. Eine Hauptquelle für sie sind die Briefe, welche Franzen von seiner Visitationsreise geschrieben hat; sie sind in dem Stockholmer Blatt Sanningsvitnet erschienen, das Barmer China-Bote (Organ der deutschen All. Miss.) hat sie im 3. und 4. Jahrgang deutsch gebracht.²⁾

¹⁾ cf. Deutsche China Allianz-Mission. Barmen 1892. 78 S.

²⁾ Sie sollen auch als Broschüre herausgegeben werden.

I. Afrika.

1. Im Swasilande arbeiten auf Itsemba (bei Bulunga) und einer anderen Station 2 männliche und 4 weibliche Missionare. Näheres ist mir nicht bekannt geworden.

2. In Ostafrika sind am Tana zwei Stationen. Hier arbeitet (in der Nähe der Neukirchener Missionare) Miss. Hedenström, der 1869 bis 1880 im Dienste der schwedischen Vaterlandsstiftung am Roten Meere gestanden und dann, vom Ostgotländischen Mansgarverein unterhalten, Kulesa am Tana gegründet hat. Diese Station wurde 1890 vom Sultan von Witu verbrannt, und H. kehrte nach Schweden zurück. Später ging er nach Amerika und schloß sich Franzen an. Die Sk. A. M. ermöglichte ihm 1893 die Rückkehr nach Afrika und zwar mit 10 amerik. Schweden, darunter auch Frauen. Seinen Plan, an den Kenia zu gehen, mußte er aufgeben, und so entschloß er sich, unter den Pokomo zu arbeiten und Kulesa wieder aufzubauen. Der Mangel an Mitteln erschwerte und verzögerte den Bau, ebenso Krankheiten, denen eine der Missionarinnen erlag (1894), sowie die Unsicherheit der Verhältnisse am Tana. Doch wurde endlich ein Wohnhaus mit 5 Zimmern fertig, die Bewässerung geordnet, die Station äußerlich in besseren Stand gesetzt und eine hübsche Kirche gebaut; 20—30 nahmen am Sonntagsgottesdienste teil. Zwei Tagereisen oberhalb hat Miss. Alme auf einem verhältnismäßig hoch gelegenen Platze die Station Makere gebaut. Die Tanamission hat noch immer mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen, 5 Missionare sind nach Amerika zurückgegangen, 3 nach Indien in den Dienst der I. M. A., so daß jetzt nur noch H. mit seiner Frau und 2 Miss. dort ist, noch viel von Krankheiten heimgesucht. Ob es möglich ist, von hier aus zu den Galla vorzudringen, muß abgewartet werden; Miss. Palmquist ist mit der Gallasprache beschäftigt.¹⁾

II. Asien.

3. I n d i e n. Kurz vor Ostern 1894 langte Franzen in Indien an, nahm zuerst an einem dreitägigen camp-meeting in der Nähe von Bombay teil, das Sup. Fuller von der I. M. A. abhielt und das als eine „Erweckungsversammlung unter Heiden“ sein Entzücken erregte, besuchte dann die Mission der Ev. Vaterl. Stiftung in Saugor und die schnell entwickelte Santalsmission von Börresen und Skrefsmud, sowie den schwedischen Miss. Corneliussen, der in Jamtara mit den englischen Baptisten wirkt,

¹⁾ Ergänzt durch Mittheilungen aus Neukirchen.

und langte dann in Dardschiling am Fuße des östlichen Himalaya an, wo er seine 1892 ausgesandten Missionare unter Leitung des Miss. Frederickson antraf. Sie hatten nach Tibet vordringen sollen, aber an der Grenze Halt machen müssen und nun in Ghoom, Jore Dungalow und Dardschiling sich niedergelassen. In jedem Orte hatten sie Lokale für Versammlungen und Schule, und Fr. hatte seine Freude an dem munteren und reinen Gesange der Bergkinder, die soviel lebhafter waren, als die Kinder in der Ebene und alle freiwillig kamen. Er sah in ihnen schon die zukünftigen Evangelisten, wenn er sonst auch kein Freund der Schularbeit in der Mission ist, weil sie die Bekehrung der Kinder nicht genügend ins Auge faßt. In einem kleinen, für 18 Rupies gekauften Raume versammelten sich etwa 50 Erwachsene, um Gottes Wort zu hören, zum Teil durch die Kinder herangezogen, zum Teil durch Gebetsheilungen gewonnen, der Grund zur ersten Christengemeinde dort.¹⁾ Die Lamas leisteten der Mission Widerstand; ein Japaner, der zum Studium des Buddhismus sich dort gerade aufhielt, agitierte auf ihr Betreiben gegen das Evangelium und hob dabei hervor, daß der Buddhismus in Europa und Amerika vordringe. Franzen hielt mit den Missionaren einen 14tägigen Bibeltkursus, der gleichzeitig ihrer sprachlichen Weiterbildung diente. Ein kleines Gesangbuch, von den Missionaren der Brüdergemeinde korrigiert, und einige Traktate und Bibelauszüge sind der Anfang einer tibetanischen christlichen Litteratur, zu deren Vermehrung Franzen durch 8 Traktate und eine Streitschrift gegen den Buddhismus beitrug.²⁾ Die Eröffnung der aus Fräul. Annie Taylors Thätigkeit bekannten Stadt Yatung für den Handel sollte womöglich dazu helfen, die Bibel als Handelsware nach Tibet zu bringen und so einem Missionar den Eingang in das verschlossene Land zu verschaffen. Tibet möglichst von allen Seiten zu umgeben, um ihm mit der Predigt des Evangeliums zu nahen, war Franzens Ziel. Dazu unternahm er mit zwei Brüdern und einem eingeborenen Evangelisten von Dardschiling aus die lange Reise nach Massuri, einem beliebten Erholungs-orte in den Vorbergen des Himalaya, wo sich auch viele Missionare

¹⁾ Von dem Wirken der schottischen Missionare in Dardschiling erwähnt Fr. nichts.

²⁾ Diese Schrift ist auch zur Verbreitung in Japan und China englisch übersetzt und gedruckt worden (*The religion of Thibet and the true religion*); die Übersetzung ins Tibetaniſche ist mit Hilfe von Extraunterstützungen 1896 gedruckt und auf dem Marke in Kalimpong in 225 Ex. verkauft worden, ein Versuch, das Evangelium schriftlich in das noch immer verschlossene Land zu bringen.

fanden (auch der aus der amerikanischen Studentenbewegung bekannte Wilder), um von hier aus nach Nilang (an der Grenze von Tibet) im Staate Garwahl vorzudringen. Die Expedition verlief glücklich, und da man bei Nilang das nomadisierende Jadvolk antraf, das bald diesseits, bald jenseits der tibetanischen Grenze sich aufhält, und außerdem fand, daß der Zugang zu dem Handelsorte Polim-Sambong (2 Tagereisen jenseits der Grenze) offen war, so erbot sich hier eine gute Gelegenheit, durch die Jadvleute mit Tibet Beziehungen anzuknüpfen, weshalb denn die Arbeit unter diesen gleich begonnen wurde. Einen eingeborenen Evangelisten für Garwahl verschaffte ein presbyterianischer Prediger, und so war die Mission dort mit 2 schwedischen Missionaren und einem eingeborenen Evangelisten besetzt. Auf der Rückreise nach Ghoom besuchte Franson verschiedene Missionsstationen, auch den ehemaligen Goßnerschen Miss. Mann, einen Veteranen der indischen Mission und fruchtbaren Schriftsteller in Hindustani, († 1896) und ging dann nach Sikkim, wo inzwischen zwei skand. Schwestern so erfolgreich gearbeitet hatten, daß er 10 Heiden taufen konnte, die die Anregung zum Glauben aus Gebetsheilungen empfangen hatten. Einer von ihnen, der durch seine Kenntniss der verschiedenen Tibetdialekte von besonderem Nutzen werden konnte, erhielt eingehendere Unterweisung, um als Evangelist im nördlichen Sikkim dienen zu können. Weitere Bekehrungen wurden erwartet, und ein neues Feld der Thätigkeit eröffnet in dem tibetredenden Basja Duar an der südlichen Grenze des noch verschlossenen Bhutan, wo das Tibetische Schriftsprache ist. Fredericksen machte die vorbereitenden Schritte, und Franson führte 2 Schwestern durch Kusch Behar, wo er eine freundliche Aufnahme bei dem Vertreter des Fürsten, einem Schotten, fand, der ihn mit fürstlichen Elefanten zur Weiterreise versah, hin nach Basja Duar, eine Reise, die in den Augen der Engländer für Frauen ein Wagnis war. Dann nahm Franson von Indien Abschied.

Seitdem ist die Arbeit im Himalaya vorwärtsgegangen. Einer der nach Nilang gegangenen Brüder, Miss. Gustafsson, hat in Baltistan, einem von Mohamedanern bewohnten, vom Evangelium noch unerreichten Gebirgslande zwischen Indus und Karakorumgebirge eine Station eröffnet. Er wirkt in Shigar, predigt, singt Sanftenlieder, die er ins Tibetische übersetzt hat, und hat mit Dr. Neve von Srinagar eine Reise durch das Shayok-Thal unternommen (Alm. Kirket. 1896 No. 15). Auf den übrigen Stationen reist und predigt man und hält Versammlungen. Viele lauschen dem Worte der Wahrheit und sagen, daß sie an Jesus glauben, aber scheuen sich vor dem entscheidenden Schritte der Taufe. Die Frauen werden

von den Männern, die Kinder von den Eltern gehindert. Einzelne sind ja freilich gewonnen. Tibet ist noch verschlossen, eine monatliche Zeitung soll darum Pionierdienste thun helfen. Druckarbeiten und Übersetzungen sind gemacht, aber es bedarf noch allerlei Bauten und Einrichtungen, um die Arbeit richtig zu treiben, und dazu fehlt es an Mitteln. Verstärkungen sind angekommen, aber der Tod hat auch Opfer gefordert. Auf den 7 Stationen (Shoom, 2 in Sittim, Batsa Duar, Kusch Behar, Nilang, Baltistan) arbeiten 3 männliche und 8 weibliche Missionare.

4. China. Nach China ist die Hauptstärke der Sk. A. M. gegangen, und zwar haben ihre Missionare, nachdem sie zuerst im Süden Chinas auf Stationen der China-Inland-Mission gearbeitet, sich nun im Norden gesammelt, wo sie in West-Chensi und Ost-Kansuh sich festgesetzt haben. Auch in die Mongolei ist ein Posten vorgeschoben worden, doch wird der von Francon einmal ausgesprochene Gedanke, eine Kette von Stationen am Rande der Wüste Gobi zu gründen, um dem schwedischen Missionsbunde in Kaschgar die Hand zu reichen, wohl noch auf seine Ausführung warten müssen. Die Sk. A. M. steht in Verbindung mit der China-Inland-Mission und benutzt deren Sprachschulen und Verkehrsmittel (wogegen die I. M. A. trotz freundlicher Stellung zur Ch. I. M. sich nicht in nähere Verbindung mit ihr begeben hat.) Es ist jedoch neuerdings fraglich geworden, ob diese Verbindung wird aufrecht erhalten bleiben können, da Hudson Taylor und Francon über die Organisation der Arbeit verschiedener Meinung sind.

Begleiten wir nun Francon auf seiner weiteren Reise. Seine Zwischenstationen übergehend, sehen wir ihn in Kanton etwas verweilen, wo er die von den Scandinaviern von Qualen und Alf nebst einigen eingeborenen Gehilfen getriebene „Amerikanisch-skandinavische Freimission in Südbhina“ besucht, eine Mission, die jetzt in einer gewissen Personalverbindung mit der Sk. A. M. steht, seitdem ihr Sekretär deren Comité beigetreten ist; sie sucht namentlich durch amerikanische Chinesen zu wirken, hat aber auch mit allerlei Schwierigkeiten zu kämpfen, sowohl was Personen wie Mittel angeht. Von Kanton aus besucht er die Missionare der I. M. A. in Macao und hält mit ihnen einen Kurzus über die Offenbarung Johannis. In Shanghai brachte ihn die Anfang 1895 stattfindende Quartalskonferenz der Ch. I. M. mit H. Taylor, Stevenson, Orr Ewing und anderen leitenden Männern derselben zusammen. Dann begann die Landreise, in chinesischer Tracht, welche ihn durch die Prov. Tscheking, wo er auf den Stationen der deutschen Allianzmission Tschutschau und Tschangshan freundliche Aufnahme fand, nach Ütschan (Prov. Kiangsi) führte, wo eine fünftägige internationale Konferenz abgehalten wurde, an deren Schluß Francon ein skandinavisches Missionspaar traute. An vielen Orten traf er skandinavische Landsleute, auch finnische Schwestern im Dienste der Ch. I. M. Die nach Norden ziehenden skandinavischen Missionare

sammelten sich allmählich, um an der Konferenz in Wuhu teilzunehmen, zu der Franzen eingeladen war. Etwa 15 skandin. und ebensoviel amerikanische Mitglieder der I. M. A. waren zugegen, abends wurden chinesische Versammlungen gehalten, eine gemeinsame Abendmahlsfeier beschloß die Festwoche, die ein Theilnehmer „ein wahres Pfingsten“ nennt. Nun ging es in Begleitung des Sup. Velacheur über Shanghai, Tientsin, Peking und Kalgan nach Norden, in der Zeit, als der Angriff der Japaner auf Tientsin erwartet wurde. In einem der Thürme der chinesischen Mauer wurde eine Gebetsversammlung gehalten und dann ging es nach Kueihua-cheng (April 1895), wo Franzen seine Ausföndlinge von 1893 begrüßte. Er besuchte eine Anzahl ihrer Stationen und freute sich, daß ihr Ergehen die üblen Gerüchte über sie widerlegte. Vom Norden reiste er nach dem südlichen Shenji, unterwegs Stationen der Ch. I. M. und der „Schwedischen Mission in China“ (Üncheng in Shanji) berührend. In Singan sammelten sich um ihn 50 skandin. Missionare (davon 8 der eben genannten, mit der Sk. A. M. in gutem Verhältnis stehenden Mission angehörig) zu einer gesegneten Konferenz. Singan, bekannt durch das Nestorianische Monument, hat etwa eine Mill. Einwohner und liegt auf einer ungefähr 2000 Fuß hohen, von einem Nebenfluß des Hoangho durchströmten, äußerst fruchtbaren Ebene. Die Stadt war lange berüchtigt durch ihre Feindschaft gegen die Ausländer; dem Missionar Holmen († 1894) gelang es aber, durch Unerblichkeit und kluges Auftreten die Stadt für das Evangelium zu öffnen; bald konnten die Brüder hier sogar eine Konferenz halten, und Franzen war es vergönnt, hier die 3 Erstlinge zu taufen.

In Singan hat die Sk. A. M. nun zwei Stationen, eine vor, eine in der Stadt; eine Anzahl Stationen befinden sich in der Ebene und erstrecken sich bis in die Provinz Kanjuh hinein, (Pingliang, Kienscheo). Auch das Bergland von Kanjuh ist in Angriff genommen und in Kuissu ein Stützpunkt gefunden. Die Arbeit wird nach dem von der Konferenz in Singan festgesetzten Plan in folgender Weise getrieben. Straßenpredigt in jeder neu aufgenommenen Stadt, damit möglichst alle Einwohner mit dem Evangelium bekannt werden; Sonntagschulen für die Kinder mit dem Ziele, die geförderteren zu Lehrern für die anderen zu gewinnen; Ausbildung von sich selbst unterhaltenden Bibelmännern und -Frauen, welche den Heiden aus der Bibel vorlesen und durch besondere Vorbereitung tüchtig gemacht werden, Sonntags auf den Dörfern zu predigen; Opiumasyle und Gebet für Kranke; Zeltversammlungen für Märkte u. s. w.; Pflege des Gesanges; Belebung der Versammlungen für die Erwachsenen durch Besprechung und Unterweisung statt bloßer Predigt; Anstellung besonderer Evangelisten aus den Missionaren, welche die Heisepredigt übernehmen, da diese andere Gaben erfordert als die langsame Stationsarbeit. Auf etlichen Stationen hat man auch Schulen eingerichtet, wo die Kinder „von Jesus lernen und singen.“ Nicht ganz

in Übereinstimmung mit Fransons Urteil über den Wert der Schulen versprechen sich die Missionare von Schulen, namentlich wenn die Kinder auf der Station bleiben, großen Erfolg. Die Sk. A. M. hat jetzt 16 Stationen, deren Namen ich nicht mit Sicherheit angeben kann, da aus den Berichten nicht immer hervorgeht, ob es sich um feste Stationen oder um besuchte Orte handelt. Pincheo und Muhtasi (Schwesternstation) in Shenfi werden genannt. Ausgegangen nach China sind 69, davon sind 6 gestorben, 8 wegen Krankheit oder aus anderen Gründen zurückgekehrt, 2 zur I. M. A. 1 zum Missionsbunde übergetreten, so daß 52 im Dienst geblieben sind.¹⁾ Auf der Jahreskonferenz in Singan (April 1896) konnte von der Eröffnung von 4 neuen Stationen und von 4 Tausen berichtet werden, die Zahl der „Interessierten“ soll ziemlich groß sein. Die Erfahrung hat gelehrt, mit der Taufe vorsichtig zu sein. Eine Erweiterung der Thätigkeit steht in sofern bevor, als eine Druckerei in Singan eingerichtet werden soll.²⁾

Missionsrundschau.

Von G. Kurze.

Australien und Ozeanien.

Festland Australien. Fast wie ein Märchen klingt's, daß man im Herbst 1895 am Unterlaufe des Murray in der Kolonie Neusüdwales in einer seit 50 Jahren von Weißen besiedelten Gegend einen Stamm Papua entdeckt hat, von dessen Existenz bisher niemand etwas wußte. In einem sogenannten Mallee Scrub, dem hornigen, schwer durchdringlichen australischen Buschwalde, hatten sie völlig unbekleidet und in großer Dürftigkeit wie die Tiere des Feldes gehaust, bis endlich ein civilisierter halbblütiger Papua auf ihre Spuren kam. Die wohlwollende Regierung beabsichtigte den Neuentdeckten geeignetes Reserveland in der Nähe von Wentworth an der Einmündung des Darling in den Murray anzuweisen (Missions-BI. der Brüdergem. 1896, 282). Die Berichte der „N. S. W. Aborigines Protection Association“ über die Papua-Missionsstationen Cumerogunga, Warangesda, Brewarinna und La Perouse lauten fortdauernd günstig. Im April d. J. beschloß die Gesellschaft ihre Thätigkeit auf die nördlichen Küstenstrecken der Kolonie und

¹⁾ Eine Schwester arbeitet in Shanghai unter den Seeleuten.

²⁾ Eine Übersicht aus dem August 1896 giebt folgende Zahlen: Umfang des besetzten Gebietes 31500 engl. Quadratmeilen mit 2 Mill. Einw., 40 Missionare, 16 Stationen, getauft seit Juni 95 13; 10 Opiumasyle, etwa 100 geheilte Patienten, 6 Schulen mit 40–50 Kindern, 9 Straßentapellen, 12 eingeb. Evangelisten. — Die Druckerei in Singan giebt eine periodische Zeitschrift heraus.

zwar auf das Gebiet der Flüsse Hastings und Macleay auszudehnen, wo sich in der Nähe von Kempsey 300 Schwarze befinden (Austr. Christ. World 1895, 497, VI; 1896, 526,2). Dem anglikanischen Geistlichen G. Lumsden war es vergönnt am oberen Darling oder Barmon-Flusse in der Umgebung von Walgett 5 Papua taufen zu können (Ebenda 1896, 531,7.)

Auch in der Missionsarbeit an den in Neusüdwales wohnenden Chinesen, die zur Zeit nur noch von Presbyterianern und Anglikanern betrieben wird, hat es nicht an Erfolgen gefehlt. So taufte der Presbyterianermissonar Yong Wai in Sydney im September 1895 und im Mai 1896 zehn seiner heidnischen Landsleute. Beim Jahresfeste der anglikanischen Chinesenmission, das im Oktober 1895 in Sydney gefeiert wurde, fanden sich nicht weniger als 600 Chinesen ein. Besonders eifrig wird der Botany- und Waterloo-Bezirk durch die chinesischen Missionsgehilfen Tack Fan und Soo Hoo Tan bearbeitet. In Narrandera konnten die Anglikaner eine kleine Ernte von 9 Täuflingen einheimen. Die Wesleyaner haben leider wegen Mangel an Mitteln nach 1½jährigem Betriebe ihre Sydneyer Chinesenmission wieder aufgegeben. Das von ihnen gesammelte kleine Häuflein christlicher Chinesen konstituierte sich aber am 23. Januar d. J. als selbständige Gemeinde unter dem chinesischen Katechisten David Sching und brachte alsbald 1160 Mk. für Kirche und Schule auf (Ebenda 1895, 496,4; 501,4; 1896, 515,8; 530,14; 536,7).

Unter zahlreicher Beteiligung der Vertreter verschiedener evangelischer Kirchen feierten im Sommer d. J. die australischen Kongregationalisten das Jubiläum der Londoner Missionsgesellschaft; besonderen Eindruck machte bei dem Feste die sympathische Ansprache des anglikanischen Primas von Sydney (Australasian Independent 1896, 155). Die Kongregationalisten-Gemeinden Australiens hoffen durch Sammlungen in den einzelnen Kolonien einen Jubiläumsfonds von 200 000 M. aufzubringen. Die allgemeine Teilnahme seitens weiterer evangelischer Kreise an der Feier dürfte zugleich als ein Protest des anständigen Teiles der Bevölkerung gegen die grundlosen Verdächtigungen aufzufassen sein, welche der katholische Kardinal Moran in Sydney gelegentlich eines Vortrages gegen die evangelischen Missionen, speziell gegen die in der Südsee, ausgestreut hat. Er hat sich unter anderm nicht gescheut, vor der Öffentlichkeit in jenem Vortrage (Illustr. Cath. Missions 1896, 72 f.) folgendes von den evangelischen Südseemissionaren zu behaupten: „Zu Zeiten gehen uns Berichte zu über Handelsgeschäfte in Verbindung mit der Missionsthätigkeit und über Männer, welche Reichtümer (nicht immer in ehrenhafter Weise) aufhäufen und den Sommer oder Herbst ihres Lebens in Bequemlichkeit und Überfluß in Australien verbringen Wir haben von Missionschiffen gehört, deren Ladeverzeichnis in der That eine geistige Fracht aufwies, das Wort „geistig“ allerdings mehr im Sinne von Fässern voll Branntwein, Wein und Rum verstanden als im Hinblick auf die Zahl der Bibeln. Ein Sydneyer Blatt vom 27. März 1880 enthält folgendes Verzeichnis der Güter, welche das Missionschiff „John Williams“ geladen hatte, als es von dem Hafen von Sydney aus seine Fahrt antrat: „Eine Kiste Wein, 1 Kiste Portwein, 2 Kisten Ale und Stout, 1 Kiste Branntwein, 5 Kisten Wein, 65 Fässer Stout, 25 Kisten Madeira, 25 Kisten Whiskey, 65 Kisten Bier.“ Nun ist es allgemein bekannt, daß diese sonderbare Zeitungsnotiz auf einem in der Druckerei vorgekommenen Versehen

beruht, indem durch eine Verschiebung im Satz der betreffenden Spalte das Labe-manifest eines gewöhnlichen Handelschiffes irrtümlich hinter den Namen des „John Williams“ zu stehen kam. Zum Überfluß machte die Congregational Union“ von Neußüdwaless auch noch durch die Presse den Kardinal auf die Grundlosigkeit seiner gegen die Londoner Missionsgesellschaft geschleuderten Anklage aufmerksam und bat ihn um eine Berichtigung in den katholischen Blättern, die den Vortrag veröffentlicht hatten. Aber vergeblich; der höchste Würdeträger der katholischen Kirche im fünften Erdteile setzte sich über die Pflichten des 8. Gebotes mit der jesuitischen Ausrede hinweg, daß nur die Londoner Direktion der Missionsgesellschaft ein Recht habe, sich der Kontroverse anzunehmen. Daß Bescheidenheit nicht gerade die starke Seite der katholischen Kirche ist, zeigte sich recht deutlich wieder auf dem letzten Plenary Concil in Sydney, wo Kardinal Moran und Erzbischof Carr nicht Worte genug finden konnten, um die großen, „sprungweisen“ Fortschritte der katholischen Kirche¹⁾ in Australien gegenüber dem Protestantismus rühmend hervorzuheben. Glücklicherweise ließen sich angesehene Statistiker durch derartige rhetorische Behauptungen nicht verblüffen, sondern wiesen aus den offiziellen Listen des Regierungscensus überzeugend nach, daß, während die Katholiken 1871 24,2% von der Gesamtbevölkerung der australischen Kolonien, ausmachten, ihre Zahl 1891 auf 22,1% zurückgegangen war; in einzelnen Kolonien mit geringer Einwanderung waren die Verluste noch auffallender, z. B. in Tasmanien, wo der Prozentsatz der katholischen Bevölkerung im gleichen Zeitraume sich von 22,2% auf 17,5% erniedrigte (Melbourne Spectator 1896, 49, 291. Austr. Ch. W. 1895, 502,3; Freeman's Journal 1896, 108).

Wie der Missionsveteran Hagenauer, der noch immer neben seinem Missionsberufe das Ehrenamt eines Generalinspektors und Sekretärs des „Aborigines' Protection Board“ für die Kolonie Viktoria bekleidet, berichtet, hat die Arbeit an den kleinen Häuflein Papua auf den beiden Stationen der Brüdergemeine Ebenezer und Ramahyuf ihren unge störten und gesegneten Fortgang. Von großem Interesse ist die Bemerkung Hagenauers, daß dort gegenwärtig anstatt der chronisch gewordenen Abnahme eher ein kleiner Zuwachs in der Seelenzahl der Papuabevölkerung zu verzeichnen ist. Ein schmerzlicher Verlust für die Station Ramahyuf war der im v. J. erfolgte frühe Heimgang der Vorsteherin des dortigen Waisenhauses, der Papuachristin Bessie Cameron; sie war eine der begabtesten Vertreterinnen ihres Geschlechtes, die ohne die Schranken edler Weiblichkeit zu überschreiten, in Wort und Schrift ihre außergewöhnlichen Geistesgaben zu Gunsten der Christianisierung ihres Volkes verwertete (Missions-Bl. d. Brüd. 1896, 283. Jahresbericht 1895/96, 22).

Besondere Hervorhebung beansprucht diesmal die eifriger als je betriebene Missionsarbeit der evangelischen Kirche unter den Chinesen Viktorias; fast jede der in diese Arbeit eingetretenen Denominationen sah ihre Chinesengemeinden durch Hinzutritt von Neugetauften wachsen; so taufte die Wesleyaner, welche zu Ostern d. J.

¹⁾ NB. nicht der Mission. Bekanntlich verwirrt die römische Missionsstatistik grundsätzlich die eingewanderte katholische Bevölkerung mit dem Ergebnis der Heidenmissions-Arbeit.

bei Bendigo eine neue Chinesenkirche einweihen, im v. J. 22 „Söhne des himmlischen Reiches“, während Missionar Mc. Clean, der Vertreter der Disciples (Church of Christ), zu Anfang d. J. 5 Chinesen das Taufsakrament spenden konnte. Die Seele der Wesleyanischen Mission ist der feingebildete Geistliche Moy Ling, welcher auf seine Landsleute einen sehr segensreichen Einfluß ausübt. Als er in diesem Sommer von einer dreimonatlichen Evangelisationsreise aus Westaustralien nach Melbourne zurückkehrte, veranstalteten ihm zu Ehren am 5. August d. J. 600 zum größten Teil heidnische Chinesen einen Theeabend, auf dem sie ihm eine ansehnliche Summe für die Mission zur Verfügung stellten. Auch die Presbyterianer hatten die Freude, am 21. Juni d. J. in Barnambool eine neue Chinesenkirche einweihen zu können. Am meisten Anhänger dürfte wohl die anglikanische Chinesenmission zählen. Der Superintendent Cheok Hong Cheong, dem in seiner Arbeit noch 5 Katechisten und 70 bis 80 weiße Hilfskräfte zur Verfügung stehen, schätzte die Zahl seiner chinesischen Gemeindeglieder im Juli 1895 auf 500 Seelen. In ein neues Stadium ist diese Mission durch die Eröffnung eines mit einer Kapelle verbundenen Missionsinstitutes in Melbourne getreten, in welchem bereits 40 Taufbewerber Unterweisung empfangen (Austr. Chr. W. 1896, 514, 8 Auckland Church Gazette 1895, 171; 1896, 37. Melb. Spectator 1896, 400, 532, 592. Melb. Presbyterian Monthly 1896, 286).

Eine eingehende Beschreibung der Port Macleay-Mission in Südastralien bringt die „Australian Christian World“ (1896, 524, 3). Auf der unter Aufsicht der „Aborigines Friends' Association“ stehenden Reserve von 4235 Ackern wohnen 212 Papua, die teils durch die Bearbeitung des Bodens, teils beim Schafscheren und Wollwaschen ihren Unterhalt verdienen. Die 32 Häuser der Station, sowie Kapelle, Schule und Werkstätten sind sämtlich von den Papua selbst erbaut worden; sogar eine Schuhfabrik wird von ihnen betrieben. Sie halten sich treu zur evangelischen Kirche. In Hermannsburg, der im Innern des Kontinentes gelegenen halbverfallenen deutschen Missionsstation, liegen Kirche und Schule in Trümmern; dafür haben die in den Riß eingetretenen Missionare der südaustralischen Immanuelssynode doch wenigstens ein Häuflein von 24 Schwarzen wieder im Taufunterricht. Das Reserveland der Station Bethesda ist von der Regierung den Arbeitern der eben genannten Synode mit Rücksicht auf die von ihnen bewiesene Treue und Fürsorge auf weitere 21 Jahre überlassen worden; die Zahl der Stationschriften beträgt 60—80; außerdem sind noch 10 Taufbewerber unter dem Dieri-Stamme; im vorigen Jahre hatten die Missionare die Freude, das Neue Testament nach 2½-jähriger Übersetzungsarbeit in der Sprache der Papua druckfertig zu sehen (Neuendettelsauer Kirchl. Mitteil. 1896, 4, 39).

H. Hale, ein Sohn des verstorbenen Bischofs von Brisbane, des Freundes der Papua, gedenkt in Westaustralien und zwar in der Diözese Perth eine neue Missionsstation für die Schwarzen zu errichten; die Regierung ist gewillt, zu diesem Zwecke 10 000 Acker Reserveland anzumeißen (Austr. Ch. W. 1896, 527, 7). Der bisher ziemlich vernachlässigten Chinesen Westaustraliens, von denen allein 600 in der Hauptstadt Perth und deren nächster Umgebung wohnen, nehmen sich jetzt die Wesleyaner an. Pastor Rouse hatte den bekannten chinesischen Missionar Moy Ling von Melbourne nach Perth eingeladen, welchem es auf einer am

13. Mai d. J. abgehaltenen großen Missionsversammlung gelang, den Grund zu einer Mission unter seinen Landsleuten zu legen. Er selbst blieb ein Vierteljahr in Westaustralien, und als er endlich wieder nach Melbourne zurückkehren mußte, trat ein anderer chinesischer Missionar Soong Kuong in die zu schönen Hoffnungen berechtigende Arbeit ein (Melb Spectator 1896, 383, 582. West Austr. Morning Herald, 14. V. 1896.)

Auf den Papua-Missionsstationen Queenslands geht die Arbeit ihren stillen, aber nicht ungesegneten Gang weiter. Ein Reporter vom „Brisbane Courier“ besuchte im Juni d. J. die Station Myora, auf welcher 93 Schwarze unter der Pflege der Missionare Tyson und Smith lebten, und nahm einen guten Eindruck von den Erfolgen der Missionsarbeit mit hinweg. Die Regierung wird daher die Station voraussichtlich auch noch weiter unterhalten (Austr. Ch. W. 1895, 490, 3; 498, 5; 512, 8; 529, 8; 1896, 535 3). Die von Missionar E. Gribble jun. nach dem Tode seines Vaters fortgeführte Yarraburra-Mission unter den Papua des Vellenden-Ker-Gebirges wurde im J. 1895 durch den Generalsekretär Vice der Australisch-Anglikanischen Missionsgesellschaft gelegentlich seiner Rückreise aus Neuguinea und kurz danach von dem Kanonikus Stone-Wigg inspiziert. Beide waren erstaunt, welche Fortschritte die von außen her kärglich unterstützte Mission während der 3 Jahre ihres Bestehens gemacht hatte. Die um die Station vereinigten Papua haben über 20 Acker Buschwald ausgerodet und Kaffee-, Reis-, Tabak- und Maispflanzungen angelegt; in diesem Jahre hoffte die kleine Ansiedelung schon ein Teil der gewonnenen Bodenerzeugnisse zu exportieren (Ebenda 1895, 498, 4; 500, 4 503, 15). In Mari Yamba, der von der Deutsch-Scandinavischen Lutherischen Synode unterhaltenen Station, macht sich die Wanderlust der Papua in einer die Missionsarbeit sehr beeinträchtigenden Weise noch immer bemerkbar; doch konnten auch hier am vorjährigen OSTERFEST zwei Schwarze getauft werden (Neuend. R. Mitt. 1895, 86). Von der Doppelfstation Glim-Hope-Valley der südaustralischen Immanuel-Synode senden die Neuendettelsauer Brüder die frohe Kunde, daß am Pfingstfest v. J. 5 Papuanädchen durch die Taufe in die Gemeinde aufgenommen worden sind; auch der Erstling, Maria Delego, bewährt sich in einem christlichen Wandel. Dagegen haben die Missionare den Schmerz erleben müssen, daß Podaigo, ihr erster und begabtester Schüler, in der Nähe von Cooktown dem Trunk zum Opfer gefallen ist. Daß auch der wohlgesinnte Teil der Queensländer Kolonisten, die aufopferungsvolle Arbeit der deutschen Glaubensboten wenigstens nach der kulturellen Seite hin zu schätzen weiß, beweist der folgende Auszug aus dem „Cooktown Independent“ (27. VI. 1896): „Die Kap Bedford-Missionsstation besteht nun ein Jahrzehnt und hat große Erfolge gezeitigt, indem sie für die Eingeborenen gesorgt und sie zivilisiert hat, die ohne ihre Hilfe verhungert wären. Mr. Schwarz hat sein Bestes gethan, sich ihrer anzunehmen, obgleich die Regierung ihn nicht unterstützt“ (Austr. Ch. W. 1896, 539, 8. Neuend. R. Mitt. 1895, 54, 65, 84).

Auf der Presbyterianer Missionsstation Mapoon haben die Sendboten der Brüdergemeine Geschwister Hey und die Witwe des so schnell dahingerafften Missionar Ward, nachdem sie sich auf einem längeren Urlaube im Süden einigermaßen erholt hatten, ihre schwierige Arbeit unter den Papuastämmen der Ostküste des Carpentaria-Golfes im August v. J. wieder aufgenommen. Auf zwei südwärts gerichteten

Reisen, die der Vorbereitung einer zweiten Station galten, entdeckte Hey zwei neue Flüsse, deren einen Gouverneur Douglas von Thursday-Insel dem Missionar zu Ehren Hey-River (den andern Missionsfluß) benannte, und hatte die Genugthuung, daß ihm auch die fremden Papua-Stämme Vertrauen entgegenbrachten. Mitte April d. J. ist mit den Geschwistern Brown eine längst 'ersehnte Verstärkung des Missionspersonals in Mapoon eingetroffen. Man erwartete dort im Sommer 1896 unter andern den Regierungsbeamten Weston, der mit 6 Papua vom Bataviafluß aus die Kap York-Halbinsel durchkreuzen, die Verhältnisse der Eingeborenen studieren und sich hauptsächlich darüber informieren wollte, ob es wünschenswert sei, weitere Papua-Stationen ins Leben zu rufen. Wohlthuend berührt das anerkennende Urteil, welches jüngst der Polizeieinspektor Fitzgerald — früher Gegner der Mission — in einem Berichte an seine Oberbehörde über die Arbeit der Herrnhuter Missionare abgegeben hat. Es heißt da: „Auf Grund persönlicher Beobachtung der Verwaltung der Missionsstation Mapoon kann ich mit vielem Vergnügen feststellen, daß dieselbe nach meiner Ansicht ein vollkommener Erfolg ist — ein Ergebnis, das gesunder Menschenverstand, Mut und ein gutes Gemüt bei den Wilden erzielt hat. Das war eine gänzlich neue Erfahrung für mich, wenn ich diese Station mit andern vergleiche. Ich halte dafür, daß das Gedeihen der Station ein sehr günstiges Licht auf diejenigen wirft, welche mit ihrem Bestande stehen und fallen, und daß sie die Unterstützung eines jeden Menschenfreundes in Nord-Queensland verdient. Ebenso bin ich völlig überzeugt, daß unter so guter Verwaltung der Fortschritt der Civilisation weiter gehen wird, ohne dazu die Hilfe von Polizei zu beanspruchen Die bereits erzielten Resultate übertreffen alles, was ich in meiner Erfahrung unter den Eingeborenen seit mehr als 30 Jahren erlebt habe. Ich empfehle hiermit, daß die Station mit einem guten Boot und mit 400 wollenen Decken jährlich von der Regierung versorgt werde. Ich schätze mich glücklich, daß es mir vergönnt war, die von Herrn und Frau Hey und Frau Ward nach einem so ausgezeichneten System geleitete Station kennen zu lernen.“ (Missions-Bl. d. Br. 1895, 357; 1896, 32, 161, 303. Jahresbericht 1895/96, 22. Austr. Christenbote 1896, 61, 87. Melb. Presbyt. M. 1896, 141, 216, 242, 293).

Die Zahl der auf den Queensländer Zuckerplantagen beschäftigten melanesischen Kanaka ist in den letzten beiden Jahren wesentlich gestiegen und zwar auf nahezu 9000 Seelen; je 2400 davon entfallen auf die Bezirke Bundaberg und Macay und etwas über 4000 auf die Nachbarschaft von Burdekin, Herbert, Johnson und Fins River. Ein besonderes Interesse an der Missionsarbeit unter diesen Plantagenarbeitern nimmt natürlich die melanesische Mission, deren Bischof Wilson 1895 Queensland einen Besuch abstattete, um sich über die Lage der Kanaka zu unterrichten. Leider hat die genannte Mission schon überreichliche Arbeit auf den heimatischen Inseln der Melanesier, so daß sie die in Queensland befindlichen Kanaka der Fürsorge der kolonialen Geistlichkeit überlassen muß; jedoch hat der Bischof zu Anfang d. J. den Missionar Williams nach Queensland entsandt, um sich einige Jahre ausschließlich den Plantagenarbeitern zu widmen (Southern Cross Log 1896, 6, 3; 12, 10 Austr. Chr. W. 1896, 534, 7). Einer der eifrigsten anglikanischen Geistlichen, welche im Nebenamte unter den melanesischen Einwanderern missionieren, A. Clayton in Bundaberg, ist leider im Dezember v. J. plötzlich gestorben. Seine

Witwe und Töchter setzen einstweilen die Arbeit in der Schule fort. Die von der Frau des anglikanischen Pfarrers Robinson geleitete Marion-Missionschule für Kanaka ist jetzt nach Mackay verlegt worden und erfreut sich eines großen Zulaufes, von Seite der Melanesier. Anfang November v. J. konnte der Bischof von Nord-Queensland 12 Zöglinge der Anstalt konfirmieren (Net 1895, 102, 124; 1896, 119. Annual Rep. P. S. 1895, 147. Austr. Ch. W. 1895, 502,4). Auf Einladung von drei christlich gesinnten Plantagenbesitzern hat der presbyterianische Missionar J. Walker in Diolere auf dem Nordufer des Pioneerflusses unter den dort beschäftigten Kanaka eine Missionschule ins Leben gerufen (Mackay Chron. 10. XII. 1895. Austr. Ch. W. 1895, 503,7). Vorher, im November 1895, konnte Walker zusammen mit seinem Kollegen Wic. Jentyre in Walkerston ein Kirchschulgebäude einweihen, welches von 400 Kanaka besucht wird, unter denen sich 17 Tauslinge und 34 Kommunikanten befinden. Diese Plantagenarbeiter haben nicht nur zum Bau tüchtig beigetragen, sondern auch für die Mission noch ein besonderes Opfer von 300 M. aufgebracht (Austr. Ch. W. 1895, 504,6; 1896, 529,2). Unter den Kanaka am Ffis River arbeitet der Missionar J. Thompson, ein Sendling der Church of Christ; einige seiner Tauslinge haben nach ihrer Rückkehr auf das für die Mission bisher fast unzugängliche Malaita angefangen, unter ihren heidnischen Landsleuten Schule zu halten (Austr. Ch. W. 1896, 514,8).

Während die chinesische Einwanderung in Queensland infolge der hohen Kopfsteuer ganz zum Stillstand gekommen ist, nimmt die Zahl der Japaner in Nord-Queensland, besonders auf Thursday Island, in auffälliger Weise zu. Eine wohlthätige Wirkung werden hoffentlich die verschärften Strafbestimmungen ausüben, mit denen jetzt die Queenslandler Gerichte gegen die Händler vorgehen, welche an Kanaka, Papua und Halbbürtige Spirituosen verkaufen. Je nach dem einzelnen Falle haben die Schuldigen eine Geldstrafe von 400–1000 M. zu zahlen (Austr. Ch. W. 1895, 503,5; 508,5). Übrigens gehen jetzt auch die Plantagenbesitzer, z. B. die um Bundaberg, energisch gegen jene gewissenlosen Brautwein Händler vor.

In Neuseeland ist der Veteran unter den dortigen anglikanischen Maori-Missionaren, J. Matthews, am 3. November 1895 im hohen Alter von 83 Jahren heimgegangen. Im J. 1831 war er nach Neuseeland ausgezogen und hat von 1833 bis zu seinem Tode von Kaitia aus unermülich unter den Maori in der Auckland Diözese gearbeitet, ohne je wieder in seine englische Heimat zurückzukehren. Der neue Aufschwung, den die Maori-Mission in den letzten Jahren genommen hat, hält erfreulicher Weise an. Der neugewählte Maori-König Mahuta ist dem Christentum freundlich gesinnt und hat in seinem „Regierungsblatte“ eine Proklamation erlassen, in welcher er seinen Unterthanen alle unnötige Sonntagsarbeit untersagt; auch ist es sein ausdrücklicher Wunsch, daß in den öffentlichen Schulen Religionsunterricht erteilt wird. Auf einer nach Kawhia einberufenen großen Versammlung der verschiedenen Maori-Stämme sprach es der König offen aus: „Die Maori-Lohungas, die Zauberei und das Tapu müssen nun ein Ende haben. Tamhiao (der Vater Mahutas), der Schirmherr aller dieser Dinge ist tot; laßt seine Maori-Gebrauche und abergläubischen Sitten mit ihm begraben sein. Niemand schaue rückwärts nach diesen Dingen; vielmehr richtet die Augen vorwärts in die

Zukunft, auf das, was zum Frieden und zur Wohlfahrt dient. Es war ein neues Jahr und ein neuer Tag, an welchem ich euer König wurde, und es ist mein Verlangen, daß ihr einen neuen Anlauf nehmet.“ Und zu den drei anwesenden evangelischen Maori-Geistlichen sich wendend, schloß er mit den Worten: „Höret mich, ihr meine Geistlichen! Ihr drei und ich machen zusammen vier, wir sind alle gleich, alle eins. Wir sind von dem Tage des Herrn überschattet. Er ist nicht nur für euch da, sondern auch für mich, ja für mich und ich will ihn heilig, heilig, heilig halten als einen einzig und allein der Anbetung geweihten Tag.“ In der Waiapu-Diözese haben die bisherigen Anhänger des verstorbenen Lügenpropheten Te Kooti in mehreren Dörfern angefangen, den evangelischen Gottesdienst zu besuchen, und das Arbeiten und Reisen am Sonntag aufgegeben. Ebenso berichtet der Missionar D. Williams aus der Wellingtoner Diözese, daß sich im Bezirke Wairarapa alle Hauhaus und Anhänger Te Kootis, sowie eine Anzahl Mormonen der evangelischen Kirche wieder angeschlossen haben. Besondere Erfolge erzielten unter den Hauhaus im Waikato-Bezirk die beiden Maori-Geistlichen Hapimana und Tautau. Ihnen war es zu verdanken, daß am 6. Juli 1895 der Archidiacon Clarke die bisherige Hauhaus-Kapelle bei Whatiwhatihoe zu einem evangelischen Gotteshause weihen konnte. Leider legen der so hoffnungsvollen Arbeit unter den Maoris manche Kolonisten durch ihren unfirchlichen Lebenswandel Hindernisse in den Weg. So beschwerten sich auf der im April d. J. in Dotorohonga abgehaltenen Maorisyhode die eingeborenen Synodalen beim Bischof von Auckland über die Weisen in Raglan und Ramhia, die an den Sonntagen durch Wettrennen und Kartenspiel in unmittelbarer Nähe der Kirchen den eingeborenen Christen schweres Ärgernis gaben. Die Presbyterianer, die bisher nur zwei Missionare, einen am Nordufer des Taupo-See, den andern in Paramanui, unter den Maori stationiert hatten, fühlen sich durch das Vorbild der Anglikaner angespornt, sich dieses Zweiges der Missionsthätigkeit energischer als bisher anzunehmen (Annual Rep. Ch. M. S. 1895/96. 377. Austr. Ch. W. 1895, 490,6; 1896, 511,3. Auckland Church Gazette 1895, 142, 222; 1896, 55, 83. Dunedin Chr. Outlook 1896, 47.) Wenn die jüngste Zählung vom — J. 1896 — sich bei der Nachprüfung als richtig ausweist, so verringert sich leider die Seelenzahl der Maori-Bevölkerung immer mehr. Im J. 1891 zählte man 41993 Eingeborene; jetzt sind es ihrer nur noch 39805.

Für die Missionsthätigkeit der verschiedenen evangelischen Kirchen unter den Chinesen Neuseelands ist der vorübergehende Aufenthalt des Missionar Nicoll, eines erfahrenen Arbeiters der China Inland Mission, auf der Doppelsinsel von Bedeutung gewesen; der Genannte hatte nämlich seinen einjährigen Urlaub zur Reisepredigt unter den Chinesen Neuseelands benutzt. Er gab vor seiner Rückreise nach China den Missionsfreunden den Rat, die Missionsbestrebungen der einzelnen Denominationen zu einer „Vereinigten Mission unter den Chinesen Neuseelands“ zu verschmelzen, wie es bereits von der Neuseeländer „Christian Endeavor Union“ versucht worden ist, und die Oberleitung dieser Mission dem presbyterianischen Missionar Don zu übertragen, der schon längere Zeit mit großem Geschick von Dunedin aus unter den Chinesen der Kolonie gearbeitet hat. Besonders Entgegenkommen hat Don in der jüngsten Zeit bei den in den Goldbergwerken von Otago

und Tuapaka beschäftigten Chinesen gefunden, welche von ihrem Arbeitsverdienste 3000 M. zu den Unkosten der Mission beisteuerten. Außer Don arbeiten im Dienste der Presbyterianerkirche noch die chinesischen Geistlichen Lue in Auckland und Chang Luke in Wellington an ihren Landsleuten. Im Frühjahr 1896 machte Cheong, der Superintendent der anglikanischen Chinesenmission in Viktoria, eine siebenwöchentliche Predigtreise durch Neuzeeland, die nicht ohne Frucht gewesen zu sein scheint. Auf Bitten der Canterbury- „Chr. E. Union“ haben die Wesleyaner Viktoria vor kurzem ihren Katechisten Cheof Kee nach Neuzeeland geschickt, um unter den 2000 über die Westküste der Südinself zerstreuten Chinesen das Evangelium zu predigen. Lobenswert, wenn auch zunächst von geringer Tragweite sind die Bestrebungen der evangelischen Jünglingsvereine in Dunedin, Masterton, Ashburton, Invercargill und Christchurch, sich der in ihrer Mitte lebenden chinesischen Fremdlinge anzunehmen. (Dun. Chr. Outlook 1896, 14, 47, 182, 192, 194, 203. Melbourne Spectator 1896. 572).

Einen interessanten Bericht über die kirchlichen Verhältnisse auf den zu Neuzeeland gehörenden abgelegenen Chatham-Inseln bringt „Mission Field“ (1896, 324—337) aus der Feder des anglikanischen Missionar Woodthorpe, welcher in den beiden letzten Jahren je ein Vierteljahr predigend und missionierend die Inseln durchzog. Die Bevölkerung setzt sich aus 250 Europäern, 185 Maori und 45 Moriori zusammen. Bisher waren die Eingeborenen eingefleischte Anhänger des Neuzeeländer Lügenpropheten Te Whiti, die sich ängstlich christlichen Einflüssen verschlossen. Aber infolge von Woodthorpes Thätigkeit scheint sich ein Umschwung in der Gesinnung der Eingeborenen anzubahnen; wenigstens haben sie den Missionar und seine Botschaft freundlich aufgenommen. Einer der alten Gofnerschen Missionare, die dort von 1842—1856 wirkten, namens Engst lebt noch als allgemein verehrter Patriarch in der Inselgruppe und arbeitet in seiner nächsten Umgebung eifrig für das Reich Gottes.

Litteratur = Bericht.

1. **Kurze:** „John Williams, der Missionar der Südsee und die Londoner Südseemission von D. Besser 4. Auflage. Durchgesehen und bis auf die Gegenwart fortgeführt.“ Berlin, Buchhdl. der evang. M.-G. 1896. Elegant geb. 3 M. Es war ein glücklicher Gedanke die vergriffene vortreffliche Biographie des bekannten Pioniers der Südseemission, John Williams, von Besser nicht nur in neuer durchgesehener Auflage, sondern ergänzt durch die Geschichte der Weiterentwicklung der genannten Mission herauszugeben. In der Wahl des Bearbeiters hat die Verlags-handlung den besten Griff gethan, da kaum ein anderer deutschere Missionskenner gerade über die Südseemission so gründlich orientiert ist wie Kurze. Seine Fortführung der Londoner Südsee-Missionsgeschichte bis auf die Gegenwart, die auch als Separatausgabe unter dem Titel: „Eine Rundfahrt durch die Londoner Südseemission mit dem Missionsdampfer John Williams“ (geb. 1,20 M.) erschienen ist, giebt eine durch ihre Vollständigkeit und Korrektheit ebenso zuverlässige, wie durch ihre Anschaulichkeit und Lebhaftigkeit fesselnde Übersicht, die dem Buche besondern Wert verleiht.

2. Gelderblom: „Eine Reichspflicht evangelischer Christen. Eine Gewissensmahnung.“ Petersburg. Laschinsky. 1895. S. 48. Das ist eine eindringende Flugschrift, die ursprünglich von dem Verfasser für seine deutsche Gemeinde in Petersburg verfaßt, auch in Deutschland weite Verbreitung verdient. Nach der einleitenden beweglichen Frage: was thun wir für die Heidenmission? behandelt der Petersburger Pastor in 4, durch sehr präzise Unterabteilungen übersichtlich gegliederten Hauptabschnitten folgende Gegenstände: 1. Unfre Missionspflicht: a) was die Schrift darüber sagt; b) was das christliche Gewissen dazu sagt. 2. Was ist in der Heidenmission bisher geschehen? a) die Urkirche; b) Kirche des Mittelalters; c) die Missionsepochen der Gegenwart. 3. Was können wir für die Heidenmission thun? a) die Missionsgabe; b) die Missionswerbung; c) die Missionsfürbitte. 4. Vorschläge für die Missionsarbeit unserer Gemeinde. Diese Vorschläge laufen darauf aus, eine bestimmte Station der gesegneten rheinischen Bataken-Mission besonders zu unterstützen. Das alles ist warm, konkret und sachkundig durchgeführt, nur die Statistik nicht immer der neuesten Zeit angehörig und bezüglich der Ziffern, die sie über die numerische Stärke der christlichen Konfessionen bringt, irrig. Es giebt noch nicht 200 Millionen evangelische, und mehr als 195 Millionen römisch-katholische Christen. Pastor Schneller in Köln hat diesen trefflichen Traktat in seinem „Kalender für die evangelische Gemeinde in Köln für 1897“ (50 Pfg.) abgedruckt, aber praktischer Weise den 4. Abschnitt dahin geändert: Wie sollen wir Kölner mitwirken am Werke der Heidenmission? Beiläufig bemerkt empfehlen wir für große Städte den Vorgang Schnellers in Köln sehr zur Nachfolge, nämlich daß sie auch jährlich einen so hübschen Gemeinde-Kalender herausgeben und in demselben immer einen größeren Missionsartikel aufnehmen möchten.

3. Grundemann: „Wang-Ki-tong und Tsü-Liang oder unechtes und echtes Glück in China.“ N. XII. der Dornen und Ähren vom Missionsfelde. Berlin, Buchhandlung der evang. M.-G. 1896. 10 Pf. Zuerst schildert der Verfasser an der Person eines wohlhabenden Kaufmanns und seiner Familiengenossen Erlebnissen, worin der heidnische Chinese hauptsächlich sein Glück findet und was ihn unglücklich macht, und zwar in der Form einer Erzählung, die zugleich einen Blick in die Sitten wie in den Aberglauben der Chinesen thun läßt. Diesem Bilde aus dem chinesischen Heidentum stellt er dann die Gestalt eines einfachen christlichen Chinesen mit seiner Familie gegenüber, der durch die „neue Lehre“ aus einem tiefen Lasterleben errettet und allmählich zu dem echten Glück geführt worden ist. Und in diese ganz und gar nicht methodistische Befehrungsgeschichte verflucht er Einblicke in den chinesischen Missionsbetrieb. Die gesamte Darstellung ist nicht nur volkstümlich, sondern auch nüchtern, ebensofern von übertreibender Schwarz- wie Weißfärberei. Doch sind die Hauptpersonen fingiert. Sie sind Typen der Durchschnittschinesen, sowohl der heidnischen wie der christlichen. Es ist ein Viehlingsgedanke des kundigen Verfassers, in volkstümlichen Missionschriften durch typische Gestalten das heidnische wie das christliche Leben in der Weise zu veranschaulichen, daß er der Wirklichkeit entnommene charakteristische Einzelzüge auf sie überträgt. Die Lebensbilder, die er zeichnet, sind durch und durch wahr, aber die Personen, auf die er die Einzelzüge überträgt, sind Erzeugnisse seiner Phantasie. Man kann

über diese Methode missionsgeschichtlicher Volkschriftstellerei mit ihm rechten, da sie bei aller Realität der Einzelzüge doch nicht die wirkliche Geschichte einer Einzelpersonlichkeit giebt und kann solche Lebensbilder vorziehen, die die Biographie wirklich lebender Menschen sind, mag dieselbe das Heidentum und die Missionserfahrung auch einseitiger veranschaulichen. Jedenfalls aber wird man ihm das Zeugnis geben müssen, daß er die Aufgabe, die er sich gestellt, mit viel Geschick gelöst und ein licht- und lebensvolles Gemälde geliefert hat, dem der Sachkenner das Zeugnis geben muß: es entspricht der Wahrheit.

4. **Spring:** „Selbsterlebtes in Ostafrika.“ Illustriert von Hellgrewe und mit 2 nach Kiepert und den Angaben des Verfassers gestochenen Übersichtskarten. Dresden, Köhler 1896. Angesichts der Flut von tagebuchartigen Erzählungen der persönlichen Erlebnisse unserer „Afrikaner“ fragt man sich bei jeder neuen Erscheinung, Cui hono? Es wird nachgerade langweilig, fast immer dieselben Beschreibungen, nur in mäßig veränderter Koloritvariation wieder zu lesen. Es dürfte jetzt die Zeit gekommen sein, wo die afrikanischen Kolonialwallfahrer ihrer Schreibseligkeit ein wenig Bügel anlegen, wenn sie nicht etwas Neues von wirklichem Belang zu berichten haben. Die Lektüre des vorliegenden Buches ist gewiß sehr interessant für alle diejenigen, die sich für den Herrn Verfasser persönlich interessieren, aber für den Kundigen, der neue Belehrung sucht, bietet es wenig. Selbst die beiden Kapitel, welche die Kämpfe um Tabora beschreiben, wiederholen nur Bekanntes.

Warneck.

Georg Stosch,

Pastor am Elisabeth-Krankenhaus
zu Berlin.

**Im
fernen
Indien.**

Preis 2,80 M., eleg. geb. 3,60 M.

Zahlreiche ausführliche, durchweg anerkennende Urteile der Presse.

Im Laufe des Sommers wird erscheinen:

Prof. D. Warneck



**Abriß einer Geschichte
der protestantischen Missionen.**

3. völlig umgearbeitete und vermehrte Auflage.

Berlin W.

Martin Warneck,
Verlagsbuchhandlung.

Bischof French.

Von P. P. Richter in Werleshausen.

III. Die Divinity School.

Hatte jener Arzt im Deradschat French auch jedes fernere Verweilen in Indien untersagt, auf die Dauer litt es ihn nicht in der Heimat. Seine Gedanken beschäftigten sich unermüdlich mit dem Heil Indiens, und so zog es ihn endlich auch selbst wieder hinaus. Er erhielt von seiner Missionsgesellschaft den Auftrag, eine Divinity School (theol. Seminar) für das Pandschab zu gründen.

Von Anfang an war es Frenchs Grundsatz gewesen, die Massen Indiens müssen durch ihre eigenen bekehrten Landsleute dem Christentum zugeführt werden. Daher ist es die allerwichtigste Arbeit eines Missionars, eingeborene Prediger und Lehrer auszubilden. Schon als Leiter des college zu Agra hatte er aus den gefördersten, christlichen Schülern zu solchem Zwecke eine besondere Katechistenklasse gebildet. Auf seinen Predigtreisen schaute er beständig nach Leuten aus, welche wohl geeignet sein möchten, „Propheten oder Apostel“ für ihr Volk zu werden, und nichts Sehnlicheres wünschte er sich als „einen Timotheus oder Epaphras“ zum Reisebegleiter. Zur Dotierung von Pfarrstellen für eingeborene Geistliche gründete er 1858 den Native Pastorate Fund. Als ihm 1888 bei Niederlegung der bischöflichen Würde von den eingeborenen Geistlichen und Lehrern eine Ehrengabe überreicht wurde, mußte er dafür keine bessere Verwendung, als daß er sie jenem Fonds zufließen ließ. Dem Zwecke, eingeborene Geistliche heranzubilden, sollte auch die Divinity School dienen. Die leitenden Grundsätze dazu hatte er in einer Denkschrift auf folgende Weise formuliert:

Wir bedürfen in Indien ein höheres System theologischer Ausbildung für unsere fortgeschrittneren Bekehrten mit dem besonderen Absehen ihrer Vorbereitung für das geistliche Amt. Das gegenwärtig zur Hand befindliche Material, ob auch nicht eben groß, wird zum Ausbau der indischen Volkskirche noch nicht genug ausgenutzt.

Die Frage ist mit der allgemeineren eng verbunden, wie wir mit Gottes Hilfe dafür Fürsorge treffen können, daß die indische Volkskirche ihre Wurzeln tiefer schlage und ihre Zweige weiter ausbreite, und daß ihr Verantwortlichkeitsgefühl gegenüber noch ungeborenen Geschlechtern gestärkt werde.

Die Geschichte der ersten christlichen Kirchen zeigt uns, wie man es in jenen Tagen stets als eine der ersten und wichtigsten Aufgaben ansah, daß geeignete

Centren geschaffen wurden, welche die Lichtpunkte für die Ausstrahlung des Lichts rings umher abgeben sollten. Hier widmete sich eine kleine Gemeinschaft von Lehrern der Aufgabe, die vorzüglichsten und fähigsten Betehten tiefer in der christlichen Wahrheit zu unterweisen, damit sie hernach Lehrer und Prediger ihres Volkes werden möchten. Die Heranbildung solcher Männer wurde nicht dem Spiel des Zufalls überlassen, dergestalt daß sich gelegentlich auch sonst schon durch reichliche Arbeit genug in Anspruch genommene Missionare in ihren Mußestunden damit beschäftigten. Vielmehr widmeten die erfahrensten und reifsten Veteranen dieser Arbeit ganz ausschließlich ihre volle Kraft.

Ein ähnliches Institut wird in Nordindien, einem uralten Sitze der Gelehrsamkeit, der Wiege einer tiefsinnigen Religionsphilosophie, besonders am Platze sein.

Man ist sogar den Betehten dort eine solche theologische Schule schuldig, wo sie Gelegenheit haben, sich mit der christlichen Wahrheit vertrauter bekannt zu machen. Denn auch die hinduistischen und mohammedanischen Religionsgemeinschaften unterhalten dort zum Nutzen ihrer Anhänger solche Schulen.

Die zu gründende Anstalt soll jedoch nicht eine Schule sein, wo neben litterarischen und wissenschaftlichen Fächern auch eine theologische Disziplin bestände, sondern ein Institut, einzig und allein der Theologie gewidmet, anderen Wissenschaften nur in soweit, als sie mit jener verwandt sind und in Beziehung stehen.

Für eine solche Schule wird der möglichste Gebrauch der Landessprachen wesentlich sein. Jedenfalls muß neben jedem in englischer Sprache abgehaltenen Kursus ein Parallelkursus in der Landessprache hergehen. Ein mohammedanischer Betehter, der im Vorurteil und Widerwillen gegen das Englische aufgewachsen ist, soll durch seine Unkenntnis dieser Sprache nicht unfähig gemacht sein, seinen vollen Lehrgang in der Theologie bis zu dem gesteckten Ziele durchzumachen. Auch ist die Ertheilung des Unterrichts in den Landessprachen unter dem Gesichtspunkte wünschenswert, daß man, falls die eingeborenen Geistlichen durch das Medium der englischen Sprache unterrichtet werden, damit noch keineswegs die Garantie hat, daß sie nun auch in stande sein werden, die christlichen Gedanken in den Landessprachen korrekt und präzise mit Verwendung der geeigneten Worte ihren Volksgenossen darzubieten.

Überhaupt muß man sich ja hüten, den Zöglingen eine zu ausländische Dressur zu geben. Das Wachstum der indischen Volkskirche muß, soll es gesund und kräftig sein, frei und spontan sein; man darf ihm nicht durch zu starres Binden an englische Formen Fesseln anlegen.

Ein weiteres Moment, das bei Gründung solcher Schulen in Betracht zu ziehen ist, ist dies: Sollte es wohl dem Haushaltungsplane Gottes entsprechen, daß die ganze unerschöpfliche Hindulitteratur als wertlos für die Ausbreitung des Christentums ganz und gar beiseite geschoben wird? Dürfte sie nicht vielmehr in den Dienst des Christentums genommen werden? Hat in der ersten christlichen Kirche die weniger reiche Fülle des Griechischen der Theologie manche gute Dienste geleistet, wird dann das Sanskrit mit seinen Feinheiten und Fähigkeiten dazu nicht ebenso geeignet sein? Durch intime Bekanntschaft mit der indischen wie mohammedanischen Litteratur wird man befähigt werden, die feineren Schattierungen und Nuancierungen theologischer Gedanken schärfer zum Ausdruck zu bringen. Besonders wird solche Kenntnis bei Revisionen von Bibelübersetzungen von Nutzen sein.

Um diesen seinen Lieblingsplan in die Wirklichkeit umzusetzen, ging French 1869 wieder nach Indien hinaus. An Ort und Stelle angelangt, galt es zunächst, das Terrain zu rekonoszieren, die nötigen Beziehungen anzuknüpfen, für die möglichste Verbreitung seiner Ideen zu sorgen, Zweifel an ihrer Durchführbarkeit zu überwinden.

In dieser Zeit bereifte er so ziemlich das ganze Pandjhab und lernte seine bunte Völkervelt so recht von Grund aus kennen. Die Mohammedaner mit $11\frac{1}{2}$ Millionen bilden die Majorität derselben; doch spielen auch die Sikhs, $1\frac{3}{4}$ Millionen — vor der englischen Besitzergreifung die führende Bevölkerungsklasse — eine bedeutende Rolle, während die Hindus, obwohl $9\frac{1}{2}$ Millionen stark, hier mehr zurücktreten.

Zu den interessantesten Episoden von Frenchs damaliger Wirksamkeit gehört eine von ihm in Gemeinschaft mit Missionar Ridley unternommene Missionstour in der nordwestlichen Ecke des Pandjhab um Peshawar herum. Dorf für Dorf wurde aufgesucht, mit Vorliebe saßte man bei der Ortsmoschee Fuß. Hier kam es dann meist mit den Mullahs zu kleineren Religionsgesprächen; bei dem sichtslichen Bestreben derselben, den Gegner mit einem wahren Wortschwall zu überschütten und so mundtot zu machen, mußte French die Maßnahme fordern, daß jeder Redner immer nur 5 Minuten das Wort haben sollte, worauf er es an seinen Widerpart abgeben mußte. Hören wir, wie er selbst die Erlebnisse eines solchen Tages beschreibt:

Der Mullah war außerordentlich gefällig und hörte mit seinem Volke zu. Die Versammlung war sehr groß, und es herrschte eine Aufmerksamkeit für die Hauptwahrheiten des Christentums, welche mich sehr ermutigte und stärkte. Ich drang mit aller Macht in den alten Mullah, daß er seinem Volke das große Heil nicht vorenthalten möchte. Ich bat ihn, daß er mir eine Ecke in der Moschee einräumte, wo ich das Alte und Neue Testament vorlesen wollte, er sollte in einer anderen den Koran lesen, um zu sehen, wer die meisten Hörer anziehen würde. Aber aus Furcht vor seinen fanatischen Nachbarn wies er erschrocken den Vorschlag zurück. Ich sagte: „Fürchte dich nicht vor denen, die den Leib töten, aber hernach können sie dir nichts mehr anthun.“ — Zwischen 6 bis 7 Uhr Spaziergang und Predigt. Mit großer Freude die Botschaft verkündet. Ich kann jenen Mann nicht vergessen, der hinter mir drein lief, mir ein Evangelium St. Marci aus der Hand riß und damit davon rannte. Der Thamadur des Platzes bat um ein Neues Testament in Urdu; ich gab ihm das einzige, welches ich hatte. Ein anderer bat um ein persisches Neues Testament, welches ich ihm zu senden hoffe. Ein alter Fakir besuchte mich am Abend, andere hatten es morgens gethan. Es sind himmlische Tage auf Erden. Zum Schluß eine kleine Versammlung von Afghanenkindern, welchen ich das Evangelium in seiner Schlichtheit darzulegen suchte. Sie wollten immerzu sitzen und zuhören; eins wünschte mich nach Lahore zu begleiten.

Zwei Monate lang, Tag um Tag, verkündigte er so in jener Gegend das Evangelium. Danach übernahm er zur Ausfüllung einer Vakanz einen anderen, ereignisreichen Aufenthalt in Multan. Die Einwohner dieser Stadt waren besonders fanatisch, sie schienen alle ihre Kraft daran setzen zu wollen, das Licht Gottes vom Eindringen abzuhalten. Ein Sturm des Aufruhrs erhob sich, als ein mohammedanischer Jüngling sich bekehrte und getauft wurde. Die Bevölkerung sah diese Taufe als eine ihrer Stadt zugefügte Schmach an und suchte daher mit Versprechungen und Drohungen, mit Gewalt und List den Jüngling wieder zum Abfall zu bringen. Er war in Multan seines Lebens nicht mehr sicher und wurde nach Amritsar gesandt, um dort seine weitere Ausbildung zu erhalten.

Endlich kam auch der Plan der Divinity School zur Ausführung. Ein Hindu bot in Lahore ein großes geeignetes Grundstück zum Kauf an; kurz entschlossen, ehe ihm die Katholiken zuvorkamen, welche daraus gern ein Kloster gemacht hätten, kaufte French es an. Mit Bezug auf das festungsartige Aussehen des ganzen Gebäudekomplexes bemerkte er wohl: „eine Festung ist für einen christlichen Soldaten angemessener als ein Palast.“ Er liebte es nie, daß Missionsgebäude zu prächtig aussahen. Am 22. November 1870 fand die Eröffnungsfeier der neuen Divinity School statt. Vier, dann 7 Schüler bildeten den Grundstock, am Ende des ersten Jahres war die Zahl auf 10, am Ende des zweiten auf 13, am Ende des dritten fast auf 20 gestiegen. Es lag French nicht so sehr an einer großen Zahl von Studenten als an ihrer guten Beschaffenheit. Auch war er durchaus nicht etwa darauf aus, daß nun jeder talentvolle eingeborene Christ Geistlicher werden müsse, er war vielmehr der Meinung, daß er auch als Laie unter seinen Volksgenossen zur Ausbreitung des Christentums von großem Segen sein könnte.

In der Schule waren bald die verschiedensten Nationalitäten vertreten: Afghanen, Radschputanen, Perser, Pandshabis und Kaschmiris. Ihrer Religion nach waren die meisten Mohammedaner gewesen, einige Hindus, einer wenigstens auch ein Sikh. So verschiedene Elemente auf engem Raum zu brüderlicher Gemeinschaft zu vereinigen und zusammen zu halten, war gewiß keine leichte Sache. Aber mit Hilfe der von ihm schon in Agra bewiesenen persönlichen Anziehungskraft löste French auch diese Schwierigkeit auf das glücklichste. Das Vorbild seines lauterer Charakters, seiner Freundlichkeit und Milde, seiner unermüdblichen Treue und Selbstverleugnung verfehlten nicht auf die Studenten einen veredelnden Einfluß auszuüben.

Die Lehrgegenstände waren Kirchengeschichte, Weltgeschichte, Dogmatik, Symbolik, Liturgik, Hebräisch mit Exegese des Alten Testaments, Griechisch mit Exegese des Neuen und Vorlesungen über indische und mohammedanische Religionsysteme. Viel Mühe verwandte er auf die Vorbereitung zu jeder einzelnen Vorlesung. Die Werke europäischer Theologen — für Dogmatik besonders Dorner — wurden gern von ihm zu Grunde gelegt; aber dann alles in verständlichem, klaren Urdu auszudrücken, erforderte große Anstrengung des Gehirns und Sammeln von technischen Ausdrücken aus arabischen und persischen Textbüchern, der Sufitischen Litteratur, den Vedanta u. s. w.

Ein wichtiges Stück in seiner Lehrthätigkeit bildeten die schriftstellerischen Arbeiten. Auf seinen vielfachen Reisen wurde er wieder und wieder Zeuge von der überaus weiten Verbreitung der berühmten Streitschrift Pfanders gegen die Mohammedaner „Mizan ul Haqq“ (Wage der Wahrheit) und von dem Segen, den sie fort und fort stiftete. Daher wünschte er:

„Möchten doch unsere Missionare dem Wert des Gehirns und der Feder etwas größere Beachtung schenken als den Mitteln, die Wahrheit tief in den Fels des menschlichen Herzens einzuprägen, wo das gesprochene Wort oft von der glatten Oberfläche abgleitet.“

Er selbst ist fortgesetzt schriftstellerisch thätig gewesen. Seine erste Abhandlung „Sri Yesu Christ Charite Darpan“ (Characterspiegel Jesu Christi) stammt noch aus den Tagen von Agra. Vornehmlich warf er sich auf Übersetzungsarbeiten; er übertrug Teile der heil. Schrift in das Puschtu (Sprache der Afghanen) sowie viele theologische Abhandlungen, besonders solche seines Freundes Prof. Westcott, in das Urdu zum Gebrauch für seine Studenten. Bis in die letzten Lebenstage hinein beschäftigte er sich noch mit einer Übersetzung von Hilarius' Werk über die Trinität, — dasjenige christliche Lehrstück, das den meisten Widerspruch bei den Mohammedanern erregt, und das er eben bei niemand klarer dargestellt fand als bei Hilarius.

Der Zweck der Divinity School war nicht, theologische Gelehrte, sondern Geistliche und Lehrer für das Volk heranzuziehen. Die praktische Theologie spielte darum die wichtigste Rolle. Die Studenten wurden zur Abfassung und zum Halten von Predigten angehalten; vor allem aber wurden sie von den Missionaren zur Basaar- und Reisepredigt mitgenommen. Lahore zeichnete sich in einer Beziehung vorteilhaft vor Agra aus. Dort hatte tote Gleichgültigkeit gegen die Verkündigung des Evangeliums ge-

herrscht, keine leidenschaftliche Erregung hatte sich dagegen erhoben. In Lahore entbrannte bald der heftigste Widerstand. Fort und fort spielten sich die lebhaftesten Auseinandersetzungen und leidenschaftliche Kontroversen in den Bazaaren ab.

Einmal ergriff ein fanatischer Mohammedaner zur Gegenpredigt das Wort; nicht lange, so folgte ihm ein Hindu, citel darauf, sich selbst zu hören; schließlich stand noch ein Brahmoist (Anhänger des Brahmosomadsch) auf. Und nun machten die drei: Mohammedaner, Hindu und Brahmoist, gemeinschaftliche Sache und predigten von derselben Plattform zu demselben Publikum.

Solcher vielseitigen und anstrengenden Thätigkeit war Frenchs durch den Sonnenstich geschwächte Gesundheit doch nicht gewachsen. Kaum ein Jahr verging, ohne daß schwere Krankheit ihn darnieder warf. Trotzdem hielt er zähe auf seinem Posten aus, denn die Schule war sein liebes Kind, und er war entschlossen, sie wenigstens glücklich durch die Gefahren der Kindheit hindurchzuleiten. Hier eine charakteristische Probe solcher Denkungsart:

Auf einer mit Missionar Bateman unternommenen Predigttour wurde er in einsamer Gegend am Ischenab von einem tödlichen Fieber überfallen. Dennoch drang er, da die Ferien zu Ende gingen, in Bateman, daß dieser allein nach Lahore zurückkehrte und ihn in Stich ließe, „denn lieber wollte er die äußerste Gefahr laufen, als daß die Studenten denken sollten, es gäbe irgend etwas Wichtigeres als ihre Studien.“

Teils zur Erholung, vor allem aber zu Evangelisationszwecken unternahm er in der heißen Jahreszeit 1871 mit Missionar Clark eine nicht gefahrlose Tour nach dem fanatisch mohammedanischen Kaschmir. Er mußte da bald erfahren, daß das Heidentum noch keineswegs so altersschwach und gichtbrüchig ist, wie es wohl manchmal geschildert wird. Tag um Tag kam es in Srinagar zu den heftigsten Streitreden, zu wilden Ausbrüchen des Hasses. Wie findig die fanatischen Moslems waren, um seine Predigten zu stören! Da schüttete man Staubmassen von dem Dach des Hauses hinab, wo er predigte. Bald schwirrten Schmutz und Mauerstücke um ihn herum, ungelöschter Kalk wurde nach ihm geworfen. Er mußte hinter einem Pfeiler treten, um den Würfen zu entgehen. Um ihn zu übertäuben, klatschte man in Hände, knallte mit Peitschen, erfüllte die Luft mit Geschrei. Man ließ sich von ihm Bücher geben, zerriß sie und warf sie ihm höhnisch wieder vor die Füße. So ging es manche Tage. Wehmütig schrieb er bei der Rückkehr in sein Tagebuch:

O daß doch Kaschmir zu seiner weltberühmten Schönheit und Lieblichkeit die Schönheit des Herrn, unseres Gottes, hinzufügte! Daß zu den Blumen von tausenderlei Gestalt und Farbe, welche seine Seen, Wiesen und Berglehnen über-

kleiden, und zu seinem verschwenderischen Reichtum an Früchten auch jene Blumen und Früchte aus dem Himmelsgarten hinzukommen möchten, die Früchte des Lebens und der Gottseligkeit, welche zum Ruhme des großen Gärtners blühen und reifen möchten, dessen wahren Weinstock Kaschmir noch nicht kennt, und ohne dessen Bekanntschaft es nimmer Frieden finden kann!

Es ist erklärlich, daß solche „Erholungsreisen“ dem unermüdlchen Manne keine Erholung bringen konnten; so sah er sich, um nicht gänzlich zusammen zu brechen, nach langem, heißen Widerstreben Anfang 1873 aufs neue zur Heimkehr nach England genötigt.

IV. In der Heimat.

Das zeitweise, unfreiwillige Verweilen in der Heimat bedeutete für French keineswegs ein völliges Ausspannen aus der Arbeit. Sobald sich die Gelegenheit bot, übernahm er, sei es in Vertretung, sei es selbständig, ein heimisches Pfarramt, und mancher Orten hat er seine Segensspuren zurückgelassen. Zu der parochialen Arbeit gesellte sich die, welcher sein Herz nun einmal gehörte: die Missionsarbeit. So setzte er auch in der Heimat seine Missionsstudien fort, beschäftigte sich mit sprachlichen Arbeiten, revidierte die von ihm herausgegebenen Schriften, benutzte die Gelegenheit, medizinische Studien zu treiben, welche er auf dem Missionsfelde später zu verwerten gedachte. Auch jener oben mitgeteilte Entwurf zu der Divinity School war eine wertvolle Frucht seiner heimischen Muße.

Unermüdlch ließ er sich bereit finden auf Missionsfesten als Redner aufzutreten. Er konnte dann wohl mit warmen Worten von den Arbeiten anderer Missionare reden, aber was die Zuhörer natürlich am liebsten gehört hätten, von seiner eigenen, segensreichen Arbeit zu erzählen, stellte er in seiner Bescheidenheit hintenan. Besonders suchte er bei solcher Gelegenheit auch in den Herzen anderer das Feuer der Missionsliebe anzufachen, das in seinem brannte. Seine liebsten späteren Arbeitsgenossen in Indien, Missionar Gordon und Knott, hat er selbst in der Heimat für die Mission angeworben. Ein Pfarramt in Oxford übernahm er hauptsächlich um deswillen, um dort in akademischen Kreisen das Interesse für die Mission zu fördern.

Während geradezu ist es, wenn der schon betagte Mann nach des Tages Laß und Hitze noch spät abends sich aufmachte, um 2 jüngeren Freunden, die beide als Missionare hinausgehen wollten, bei ihren Missionsstudien zu helfen. Da saßen denn die drei in stiller Nacht beim Lampenschein, und French führte sie in die Geheimnisse des Sanskrit ein, bis die Mitternachtsstunde sie auseinander trieb.

Mit dem Rat der Erfahrung unterstützte der gereifte Missionsveteran endlich auch die Gründung der Cambridge-Delhi-Mission und stellte ihren

jungen Mitgliedern das hohe Ideal eines rechten Missionars vor Augen, wie Indien sie bedarf, und wie sie es sich demnach zum Vorbild würden nehmen müssen.

V. Als Bischof von Lahore.

Auch auf dem Missionsfelde sollte Frenchs Wirksamkeit noch nicht zu Ende sein, es wartete seiner daselbst noch größere Ehre. Im Jahre 1877 wurden von der allzugroßen Diözese Kalkutta die Provinzen Pandjhab und Sindh abgetrennt und daraus das neue Bistum Lahore gebildet. Auf keinen geeigneteren Mann hätte die Wahl zum ersten Bischof dieses Sitzes fallen können als auf French. Daher wurde auch seine Ernennung daheim wie draußen mit großer Freude begrüßt. Er selbst nahm die Ernennung mit der ihm eigenen Demut an, knüpfte seine Annahme aber an eine Bedingung, die ihm sehr am Herzen lag, nämlich, daß er auch als Bischof seine besondere Sorge der Mission zuwenden dürfe.

Es würde schwierig sein, eine erschöpfende Schilderung seines Episkopates im einzelnen zu geben; ein Nachruf, den ihm die Pundab Missions News widmeten, möge zur Charakterisierung desselben im allgemeinen dienen:

Die Zeiten waren schwierig: weltlicher Sinn, Unglaube und Eigennutz gingen unter den Europäern im Schwange. Die eingeborene Bevölkerung befand sich in einem Übergangsstadium aus der alten Existenzweise in eine gänzlich neue, moderne. Diesen Verhältnissen sah sich French mit einer nur 91 Glieder zählenden Geistlichkeit — 21 Kaplänen und 70 Missionaren — gegenübergestellt.

Allen bekannt sind seine Arbeiten und sein Wandel. Mit unermüdlicher Geduld und dem festen Entschluß, für Christi Sache zu leben und zu sterben, hat er Jahr um Jahr fast jeden Distrikt des Pandjhab und Sindh durchzogen, überall predigend, in Englisch und den Nationalsprachen, Sonntags und Wochentags, auf den Kanzeln der Kirchen, auf den Straßen und Bazaaren, Konfirmationen vollziehend und von Haus zu Haus Besuche machend. Seine Gastfreundschaft und weitherzige Freigebigkeit sind sprichwörtlich geworden. Seine Demut, Freundlichkeit, Selbstverleugnung und Liebe sind für alle, die seinen Wandel sahen, Predigten gewesen wie seine Worte für die, welche ihn hörten. Sein Mut im Zurückweisen der Sünde und seine Festigkeit in Ausübung der Kirchenzucht in Fällen offenen Lasters Großen wie Kleinen gegenüber, sind wiederholt bekannt geworden. In allen Stücken, in seinem Lehren, seinem Wandel, seinen Zielen, seinem Glauben, seinen Leiden hat er sich bemüht, sich als einen rechten Bischof darzustellen, wie in früheren Zeiten als einen rechten Missionar.

Das hohe Ziel, welches ihm vorschwebte, war die Einigung des Westens mit dem fernen Osten zu gemeinsamer Anbetung des allein wahren Gottes. Daher war der Grundzug seiner Thätigkeit, die anglikanische

Kirche, in seiner Diözese durch etwa 30 000 Europäer und Eurasier vertreten, und die indische Kirche, vertreten durch die Missionsgemeinden, unter seinem Bischofsstab zu einer einheitlichen Kirche zu verschmelzen. Dies Bestreben leuchtet durch seine verschiedensten bischöflichen Maßnahmen hindurch: Er suchte nach tüchtigen Regierungskaplänen, aber die waren ihm die liebsten, die den Geist H. Martyns besaßen, d. h. die zugleich neben ihrer amtlichen Thätigkeit ein Herz für die Mission hatten.

Er baute die herrliche Kathedrale von Lahore zunächst für die anglikanischen Christen, hatte aber dabei zugleich sein Absehen auf die Heidenchristen. Ihretwegen schuf er einen Prachtbau. Denn er meinte, gegenüber den prachtvollen Tempeln der Hindus und den Moscheen der Moslems dürfe die Hauptkirche des Landes kein armeliges Gebäude sein, damit die Eingebornen nicht von da aus einen falschen Schluß auf die christliche Kirche selbst machten. Bei der Ausschmückung der Kathedrale wurde auf die Mohammedaner besondere Rücksicht genommen, indem solcher bildnerischer Schmuck vermieden wurde, in welchem diese nur zu leicht Abgötterei wittern möchten. Ein Flügel der Kathedrale wurde den Heidenchristen zu spezieller Benutzung eingeräumt.

In demselben Einigungsbestreben rief er eine gemeinsame Synode ins Leben, auf welcher Kapläne und Missionare, europäische und indische Laien friedlich zusammenarbeiteten; und zwar war es ihm besonders wichtig, daß die Laienschaft zur Genüge vertreten war. Von dieser gemeinsamen Arbeit hoffte er viel für die allmähliche Verschmelzung beider Kirchengemeinschaften. Gern hätte er es auch gesehen, wenn ihm aus der heidenchristlichen Gemeinde ein Suffraganbischof beigejellt worden wäre.

Die Anschauungen Frenschs über den Ausbau der indischen Volkskirche im besonderen charakterisieren am besten zwei Auslassungen seiner eigenen Feder, die nach den entgegengesetzten Seiten hin die Grenzlinien bezeichnen, in denen sich seiner Meinung nach die Entwicklung der jungen Kirche zu vollziehen hat. Die erste Auslassung richtet sich gegen die völlig schrankenlose, allzu selbständige Entwicklung der jungen Kirche. Er sagt:

Durch die indische Christenheit geht eine Strömung, die eine ganz neue Nationalkirche, gänzlich unabhängig von den geschichtlich gewordenen Glaubensbekenntnissen und Lehrausprägungen der europäischen Kirchen, allein auf der breiten Basis der Liebe, möglichst ohne dogmatische Lehrsatzfixierungen schaffen möchte. Man meint so den Spaltungen und Denominationen der alten Christenheit zu entgehen. Als ob das nicht vielmehr der beste Weg wäre, unfehlbar darein verwickelt zu werden! Denn die alten Streitfragen werden sich sicher wieder erheben. Und wenn die Resultate früherer Diskussionen und früherer Formulierungen einfach als Makulatur beiseite

geworfen werden, was für eine beklagenswerte Menge an Zeit und Geduld, was für eine trostlose Wiederholung jener ermüdenden Kämpfe würde jeden Augenblick wieder Platz greifen!

Die andere Auslassung führt aus, wie die Abhängigkeit von der europäischen Mutterkirche bis zu einem gewissen Grade für die Entwicklung der jungen Kirche nur heilsam sein kann:

Es wird mein Lieblingswunsch und Plan sein, in die Kirche von Indien als integrierende Bestandteile alles das einzuführen, was in dem christlichen Glauben für alle Menschen gemeinsame Bedeutung hat, ebenso alles, was in unserer alten Kirche von England, in ihrer Verwaltung, ihrem Ceremoniell, ihrer Lehre wahrhaft katholisch ist. Wo es ohne Schaden geschehen kann, werde ich nicht unterlassen, ihr einige jener Besonderheiten aufzuprägen, für welche, als Produkte östlicher Denkweise, die orientalischen Kirchen eine Vorliebe haben. Man muß indessen auch erwarten, daß Indien selbst bezüglich des Wachstums seiner eigenen Kirche mit drein zu reden hat und es nicht zufrieden sein wird, daß ihr irgend ein fremder Stempel, ob westlicher oder östlicher, aufgedrückt wird.

In den Rahmen der episkopalen Wirksamkeit Frenchs gehört endlich seine Mitarbeit an der neuen Pundab University und an dem Volkserziehungswesen.

Er hatte im Universitätsenat den Antrag gestellt, daß eine Vorlesung über allgemeine Ethik gehalten würde, und hatte sich erboten, für Herstellung eines Compendiums derselben Sorge zu tragen, in welchem die besten Ausführungen der alten Klassiker des Landes zur Darstellung kommen sollten, wie auch sie schon Wegweiser zu Gott sind. Die spezifisch christlichen Lehren, von denen in dieser allgemeinen Ethik abzusehen sein würde, gedachte er in einem zweiten besonderen Teile zu behandeln. Merkwürdigerweise fand dieser Vorschlag bei heidnischen Mitgliedern Zustimmung. Ein Brahmoist, ein gescheiter Mann, antwortete auf Frenchs Hinweis auf den zweiten Teil, die christliche Ethik, der nur für christliche Schulen bestimmt sein würde: „O nein, wir werden auch den gebrauchen.“ — „Aber derselbe führt ja zu Christus hin und handelt von seiner Gemeinschaft und Nachfolge. Das werden Sie nicht annehmen können?“ — „O, wir sind ganz darauf vorbereitet,“ antwortete der Brahmoist, und das that er in Gegenwart der Hindus und Sikhs und — was wichtiger ist — der Europäer, welchen so von einem Nichtchristen ein Zeugnis gegeben wurde, das sie wohl nicht abgelegt hätten. In der That scheiterte der Plan hernach an der übertriebenen Ängstlichkeit und dem zu großen Partijühl der Europäer gegenüber dem religiösen Empfinden der Inder.

In Sachen der Volkserziehung schwärmte French nicht für das unter den dortigen Engländern vielfach beliebte Bestreben, daß nun auf einmal so unvorbereitet eine Massenerziehung des ganzen Volkes ins Werk gesetzt würde. Wenigstens müsse doch vorher für genügendes Unterrichtsmaterial gesorgt sein, damit man dem Volke zum mindesten gesunde Nahrung bieten könne, ein Punkt, in welchem noch sehr viel zu wünschen übrig sei.

Zehn Jahre lang ertrug French die Last der bischöflichen Würde mit ihren vielen und großen Aufgaben. Dann aber fühlte er, daß die schwierige Arbeit über seine Kräfte ging. Wie er die Ehre nicht gesucht, hielt er sie auch nicht ehrgeizig fest, sondern legte sie 1888 in kräftigere Hände nieder. Nichtsdestoweniger dachte er nicht daran, sich nun gänzlich zur Ruhe zu setzen; auch den letzten Rest seiner Kraft wollte er zur Ehre Gottes opfern. So nahm er noch einmal den schlichten Beruf eines Missionärs wieder auf.

Die modernen Allianz-Missionen.

Von P. Berlin.

5. J a p a n. Hierher kamen 16 oder 18 Boten der Sk. A. M. Ende 1891, weitere Aussendungen sind mir nicht bekannt geworden. Eine Japan-Alliance-Mission in Amerika hat einen Missionar, den Dänen Birkelund nebst Frau dorthin geschickt, der mit den Schweden zusammen arbeitet. Franzen ist zweimal in Japan gewesen, das erstemal Ende 1894, das zweitemal im folgenden Jahre, nachdem er von Nordchina über Wutschang zurückgekehrt war. Er fand 1894 an der Bucht von Tokio 12 Stationen mit 30 Nebenstationen vor, ca. 700 Kinder in den Sonntagschulen, 14 eingeb. Gehilfen und etwa 60 Getaufte, und schloß daraus, daß die Mission auf rechtem Wege und über das Experimentieren hinaus war. Nach einem vierzehntägigen Bibelkursus unternahm er mit einem Teile der Missionare eine Untersuchungsreise in die gebirgige Provinz Hida; die günstige Aufnahme in der Hauptstadt Takayama veranlaßte ihn, diese bisher noch unberührte Provinz für die Evangelisation zu bestimmen. Bei seiner zweiten Anwesenheit konnte er schon von den Erstlingen dieser Arbeit hören. Auf der Allianzmissionskonferenz in Funabashi wurde ein „Sommerfeldzug mit Zeltversammlungen“ in Hida beschlossen. Die Zahl der Missionare ist auf 10, die der eingeborenen Gehilfen auf 8¹⁾ heruntergegangen, die Zahl der Stationen auch etwas (da einige der an der Bucht von Tokio gelegenen Stationen wegen der Nähe anderer Missionen eingezogen sind), hat sich aber nun wieder auf 9 mit 27 Nebenstationen gehoben. 13 Erwachsene wurden 1895 getauft, die Zahl der unter der Pflege der Mission stehenden Gemeindeglieder

¹⁾ Vielleicht hängt diese Abnahme damit zusammen, daß Fr. und seine Missionare sich mehr von ihrer, als von der Arbeit eingeborener Gehilfen versprechen. Die I. M. A. steht hier anders.

betrug 54, wozu noch etwa ebensoviel Getaufte kommen, die auf andern Plätzen zerstreut wohnen. In 19 Sonntagschulen werden 810 Kinder unterwiesen, in einer Tagesschule erhalten 16 Kinder Unterricht. Eine Kapelle in Tokio, die erste der Sk. A. M., von einem christlichen japanischen Baumeister gebaut, ist vor der Einweihung durch die große Überschwemmung im Herbst 1896 beschädigt, nun aber wohl schon eingeweiht worden.

Wenden wir uns nach diesem Überblick über die Missionsfelder der Sk. A. M. zu ihren Grundsätzen und ihrer heimatlichen Organisation, so tritt uns viel Ähnlichkeit mit der I. M. A. entgegen.

Wie diese hat sie ihre Augen auf die Wiederkunft Christi gerichtet, die der Gegenstand ihrer Arbeit und ihres Gebetes ist; wie diese pflegt sie die Evangelisation durch die Reisepredigt und benutzt die Gebetsheilungen als ein Mittel, die Augen der Heiden für die Macht des Christengottes aufzuthun; wie diese nimmt sie auch Missionare aus allen evangelischen Bekenntnissen an, denen für die kirchliche Ordnung in ihren Missionsgemeinden Freiheit gelassen wird; wie diese benutzt sie die weibliche Missionsarbeit in reichlichem Maße; wie diese befließigt sie sich der äußersten Sparsamkeit. Ihre Mittel sind bedeutend geringer als die der I. M. A. Für ihre 84 Arbeiter standen ihr pro 1895 inkl. Bestand 20 310 Doll. zur Verfügung, wovon 17 937 verbraucht wurden, das macht pro Missionar 908 M., ein Betrag, der die Frage nahe legt: wie ist es möglich, mit so geringen Mitteln ein so ausgedehntes Werk zu treiben, selbst wenn der Betrag noch dadurch etwas vergrößert wird, daß den Missionaren direkte Gaben aus der Heimat zugehen, ohne Vermittelung des Komités. Wie auch die Missionare von dem Geist der Sparsamkeit durchdrungen sind, zeigt sich z. B., wenn auf einer Konferenz in China darüber verhandelt wird, ob es recht und praktisch sei, Diener und Träger auf der Reise bei sich zu haben, und nur die unabweisbare Nothwendigkeit zur Bejahung dieser Frage treibt.

Ein tiefgreifender Unterschied besteht aber zwischen den beiden Allianzmissionen, nämlich in Bezug auf die Leitung und zwar auf dem Missionsfelde wie daheim. Während die I. M. A. als leitende Stelle einen Board besitzt, der von der Jahresversammlung der Gesellschaft gewählt wird und ihr einen Geschäftsbericht vorlegt, und draußen die Leitung der einzelnen Gebiete Superintendenten überträgt, huldigt die Sk. A. M. dem Grundsatz, daß die Mission Sache der Gemeinden ist. Die einzelne Lokalgemeinde sendet den Missionar aus und sorgt für seinen Unterhalt,¹⁾ sie giebt ihm seine Anweisungen und erhält von ihm

¹⁾ In der Praxis scheint das nicht immer so glatt zu gehen; ein Missionar hat neuerdings sogar wegen Mangel an Unterhalt sein Missionsfeld in China verlassen müssen.

Bericht über sein Thun. Der Missionar hat auf dem Missionsfelde volle Freiheit des Handelns, er kann die von ihm gesammelte Gemeinde organisieren, wie er es für schriftgemäß hält oder wie er es in der Heimatsgemeinde vorgefunden hat; man erwartet nur von ihm, daß er in Verbindung und Übereinstimmung mit den andern Missionaren draußen bleibt, wozu die Quartals- und Jahreskonferenzen die Möglichkeit geben, auf denen über die gemeinsamen Angelegenheiten Beschluß gefaßt wird, ohne daß jedoch die Konferenz den einzelnen Missionar in seiner Arbeitsweise und Gemeindeorganisation zu kontrollieren hat. Superintendenten auf dem Missionsfelde sieht Franson als hinderlich für das freie Handeln der Missionare an. Damit aber doch ein einheitliches Handeln von der Heimat aus möglich wird, besteht ein Centralkomiteé von 5 Personen,¹⁾ welches mit dem Missionsvorsteher Franson die aussendenden Gemeinden wie die Missionare auf dem Arbeitsfelde zu beraten bestimmt ist; es thut die Dienste eines „Telephonmädchens, dessen Aufgabe es ist, zwei Personen mit einander verkehren zu lassen“. Die Gemeinden senden ihre Gaben an ihre Missionare durch Vermittelung des Komiteés, das es sich überhaupt angelegen sein läßt, Mittel für die Mission zu sammeln. Das Komiteé hat also keine „Macht“; soweit aber sein „Rat“ von Gemeinden und Missionaren angenommen wird, leitet es thatsächlich die Mission — gewiß der wünschenswerte Zustand der Dinge, da sonst gar leicht Zersplitterung, Planlosigkeit, Willkür das Missionswerk schädigen würden. Eine bestimmte Leitung ist, namentlich für eine ausgebreitete und in die Weite strebende Mission unentbehrlich. Die Lokalgemeinde hat kaum die Fähigkeit, die Bedürfnisse, die Vorgänge, die Schwierigkeiten auf einem Missionsgebiete zu würdigen, und so sehr auch der Gedanke einer Gemeindemission das Missionsinteresse anzuspornen geeignet ist, so wenig kann doch die Einzelgemeinde eine wirkliche Leitung handhaben; für diese bedarf es einer sachkundigen Hand. Franson will diese Lokalgemeinde-Mission biblisch rechtfertigen und beruft sich auf Ap.-Gesch. 13, 1—3, 14, 26. 27. Aber sollte dieser Vorgang wirklich die „Gemeindemission“ als die biblische Missionsweise bezeugen? Das N. T. macht jeden Christen zum Zeugen Christi, und eine nicht geringe Anzahl Gemeinden ist durch das Zeugnis einzelner Christen entstanden (Ap.-Gesch. 8, 4. 5 ff. 11, 19); es kennt die Apostel als die vom Heiland in erster Linie berufenen Träger der

¹⁾ Nach einem kürzlich gefaßten Beschlusse soll es aus 6 Personen bestehen, von denen je 2 jährlich ausscheiden. Durch schriftliche Abstimmung der Bevollmächtigten der angeschlossenen Lokalgemeinden erfolgt die Neu- bzw. Wiederwahl.

Missionsarbeit, und was Paulus anbetrifft, so kann man ihn doch nur auf seiner ersten Missionsreise als einen Missionar der antiochenischen Gemeinde ansehen. Schon der Ausbruch zur zweiten Missionsreise geht aus seiner eignen Entschliebung hervor (Ap.:Gesch. 15, 36), und Anweisung wie Unterhalt hat Paulus von der antiochenischen Gemeinde jedenfalls nicht erhalten (Ap.:Gesch. 16, 6—10; 18, 3; 20, 33 f.). Was Ap.:Gesch. 13 von Antiochien berichtet wird, scheint mir mehr in das Kapitel zu gehören, welches von der Leitung der Kirche durch den h. Geist handelt, als in das, welches Anweisungen zum Betriebe der Mission giebt. — Das Prinzip der „Gemeindemission“ reicht auch für die Bedürfnisse der Mission nicht aus und bedarf einer Ergänzung. Die Unterhaltung der einzelnen Missionare ist ja nicht das einzige Erfordernis auf dem Missionsfelde, es entstehen Kosten für gemeinsame Aufgaben, Opiumasyle, Druckereien, Ausbildungsanstalten für eingeborene Gehilfen — wird eine einzelne Gemeinde Kosten für Einrichtungen tragen können, die vielen zu gute kommen? Franjon kennt auch noch andre Quellen der Einnahmen, er regt eine Opferwoche an, von deren Ertrag er Mittel zum Aufbau von 15 Stationen in China erhofft, er stellt überhaupt hohe Anforderungen an die Opferwilligkeit: „am besten wäre es, ein Zehntel des Einkommens für die Mission daheim und ein Zehntel für die Heidenmission zu geben“; einzelne seiner Missionare werden durch persönliche Beiträge einzelner Freunde unterhalten.

Über die Ausbildung der Missionare der Sk. A. M. habe ich keine Kunde. Franjons Vorgehen in Schweden bei der Gewinnung von Arbeitern für die I. M. A. beweist, daß er womöglich noch mehr als diese die geistliche Ausrüstung gegen die unterrichtliche betont. Auf seiner großen Reise hat er wiederholt Paare von Missionaren getraut, scheint aber das Unverheiratetsein bei ihnen vorzuziehen, wenigstens fordert er auf, besonders für die verheirateten Missionarinnen zu beten, daß sie es nicht vergessen, sich fortwährend als Missionare anzusehen und zu beweisen, und nicht bloß als Missionarsfrauen; er scheint dabei an 1. Kor. 7, 34 zu denken. Die Verheiratung der Missionare ist nach dreijährigem Aufenthalt auf dem Missionsfelde zugelassen. Ob es ratsam sei, gleich nach diesem Zeitpunkte zu heiraten, darüber waren die Meinungen auf einer Missionskonferenz in Nishan geteilt, doch waren die meisten für Verheiratung, ohne darin einen Schaden für die Mission zu sehen. Die Ordnungen welche die Ch. I. M. für das Verhalten der Missionare aufgestellt hat, scheinen im wesentlichen auch in dieser Mission Anwendung zu finden.

III. Die deutsche China=Allianz=Mission

ist infolge eines Aufrufes von H. Taylor i J. 1890 in Barmen entstanden, unter Mitwirkung von Franzen, der damals dort einen Bibelkursus hielt. Sie ist unabhängig von der I. M. A. und der Sk. A. M. und wird von einem Comité geleitet, dessen 5 Mitglieder theils der Landeskirche, theils der sog. „Versammlung“, theils der „freien Gemeinde“, theils den Baptisten angehören, und steht in Verbindung mit der Ch. I. M. Wie die beiden großen Allianzmissionen lebt sie in der Erwartung der baldigen Wiederkunft Christi, und wie diese legt sie bei der Aussendung ihrer Boten den Schwerpunkt nicht auf „Gelehrsamkeit“, sondern darauf, „daß jemand wirklich mit unserm Herrn Jesu wandelt und die Fähigkeit hat, seine Stimme zu hören, auch von ihm in der Heimat schon als Werkzeug zur Bekehrung von Seelen gebraucht worden ist“ (Deutsche Ch. M. M., S. 13). Ihre Sendlinge gehen gewöhnlich zuerst nach London, um in dem Missionshause der Ch. I. M. ausgebildet und auf ihre Tüchtigkeit geprüft zu werden. Im Herbst 1890 reisten die ersten drei (1 Bruder, 2 Schwestern) nach China ab, andere folgten ihnen, so daß jetzt 13 (7 Brüder und 6 Schwestern) in China sind. Sie arbeiteten nach Beendigung der Sprachstudien auf Stationen der Ch. I. M.; 1896 wurde ihnen der Bezirk Tschutschau im südwestl. Teile der Prov. Tschekiang, eine gebirgige und gesunde Gegend, als Arbeitsgebiet angewiesen und die bisher von englischen Missionaren besetzte Station im Hauptorte Tschutschau überlassen. Hier haben sie 4 Stationen (Longtschüen, Linho, Siaomei und Tschutschau), arbeiten unter Männern und Frauen, nehmen sich der Opiumsklaven an, predigen und reisen und haben im ganzen in Frieden wirken können; nur sind die Br. Manz und Klein im Sommer 1896 in Sungyang, wo sie ein Haus gemietet hatten, Verfolgungen ausgesetzt gewesen. Ihr Evangelist und einige ihrer Anhänger wurden gemißhandelt, Klein verwundet und Manz geschlagen, so daß sie nach Tschutschau zurückkehren mußten. Doch dachten sie im November wieder dorthin zu gehen und sich festzusetzen, sie sind also nicht entmutigt worden. In Siaomei haben sie 1896 die Erstlinge, 2 Männer und 1 Frau, taufen können; eigentümlich berührt es, dabei zu lesen, (China-Vote 5. Jahrg. Nr. 3), daß der Missionar seinen Evangelisten taufte, wonach also auch ungetaufte Leute als Evangelisten verwendet zu werden scheinen. Auch in Longtschüen sind die Erstlinge getauft. Die Einnahmen aus Beiträgen beliefen sich 1896 auf 11423,43 M., wovon etwa 3500 M. aus der Schweiz beigesteuert sind. Die Arbeit der Ch. A. M. hat durch den Erwerb eines eignen Hauses in Barmen einen

festen Stützpunkt bekommen. Auch litterarisch ist sie thätig, um das Missionsinteresse und das christliche Leben in der Heimat anzuregen; eine größere Arbeit ist die gegenwärtig herausgegebene deutsche Übersetzung von *The Story of the China-Inland-Mission*, von der Band I erschienen ist. Ihr Organ ist der „China-Vote“.¹⁾

IV. Die Allianzmissionen in der öffentlichen Kritik.

Es ist bereits früher darauf hingewiesen worden, daß das Unternehmen der Allianzmissionen, besonders die Aussendung der „Fransonschen Missionare“ Bedenken hervorgerufen hat und in Fachzeitschriften wie sonst in der Presse erörtert worden ist. Es sei gestattet, darauf noch etwas einzugehen.

Da ist es zuerst die Qualifikation der Missionare, um die es sich handelt. Sind Missionare von der Vorbildung, wie die Allianzmissionare sie haben, geeignet, die Sache des Evangeliums mit Erfolg zu treiben und zwar in Kulturländern wie China und Japan? Denn die Mission auf diesen beiden Gebieten hat die Aufmerksamkeit besonders auf sich gezogen, die andern Gebiete sind zu wenig bekannt. Hier widersprechen sich die Behauptungen. Franson selbst wie seine Missionare machen sich oft geradezu lustig über die Vorwürfe, die man ihrer geringeren Bildung macht, und über die übertriebenen Vorstellungen, die viele über die „Bildung“ der Chinesen hegen. Leute, die eine Sonnensfinsternis dadurch erklären, daß ein großer Frosch die Sonne auffriszt, oder die fragen, ob die Missionare aus dem Lande kommen, wo die Menschen so große Ohren haben, daß sie in dem einen schlafen und mit dem andern sich zudecken, u. s. w., haben — sagen sie — eine so „altmodische Bildung,“ daß ihr gegenüber ihre bemängelte Bildung mehr als ausreichend erscheine. Was dagegen eingewandt worden ist, daß diejenigen, welche in einem Volke missionieren wollen, nicht bloß die unkundigen Massen an Bildung überragen müssen, sondern auch die Gebildeten, wird sich wohl nicht zurückweisen lassen, denn zur Überwindung eines Volkes gehört doch nicht bloß, daß in den unteren Schichten christliches Leben sich regt, sondern auch, daß die geistig führenden Kreise dem Evangelium sich unterwerfen.²⁾ Die älteren Chinamissionare fordern

¹⁾ In ihrem Verlage sind auch die früher erwähnten Reisebriefe von Franson erschienen unter dem Titel: F. Fransons Reise um die Welt 1892—95. 111 S. 75 Pf.

²⁾ Der bedenklichste Mangel der unzureichenden Bildung eines Missionars besteht in der Unfähigkeit, sich in ein fremdes Volksbewußtsein zu versetzen. D. S.

eine sorgfältige Ausbildung von den nach China gehenden Missionaren. Auch solche, die Fransons Eifer würdigen, ohne ihm sonst in allem zuzustimmen, erkennen den Wert der Bildung für den Missionar an und sähen nichts lieber, als daß „gebildete, gottesfürchtige Männer sich als Missionare nach China begeben möchten. Aber diese bleiben gewöhnlich zurück, wo es sich um Heidenmission handelt, und darum müssen andere in des Herren Namen ausziehen“ China ist ein großes Schlachtfeld, auf dem allerlei Kämpfer ihre Kraft zeigen und Siege gewinnen können. Da werden auch die Allianzmissionare, wenn sie sich an die tieferen Schichten, an die Masse des Volkes wenden, wenn sie dem unsinnigen Aberglauben die einfache biblische Wahrheit entgegenhalten, wohl an ihrem Teile mitkämpfen können. Man redet von dem Missionieren von oben nach unten und von unten nach oben. Das erstere verschafft schnellere Siege, aber das zweite hat die Bibel (Cor. 1, 26. Math. 11, 25) und die Erfahrung für sich und wird immer eine gründlichere Missionsarbeit liefern. Unter Umständen werden beide Wege gleichzeitig beschritten werden müssen; namentlich wenn es sich um die geistige Überwindung eines Volkes handelt, wird man auch die Arbeit an den geistig hochstehenden Klassen nicht versäumen dürfen. Für diese Seite der Arbeit werden die Allianzmissionare sich natürlich nicht eignen, aber es wird doch auch für sie Arbeit übrig bleiben. Franson beruft sich mit Freude auf das Zeugnis, das Dr. W. N. Whitney, Mitglied der amerikanischen Legation in Japan, für die skandinavischen Missionare in Japan ablegt (Samm. V. 1895 N. 7, bil.). Darin heißt es:

„Sie sind besonders passend für gewisse Zweige der Missionsthätigkeit, welche für andere auszuführen, schwierig sind, und ich habe viele Japaner ihre Bewunderung für die Missionare selbst wie für ihre Methode aussprechen hören. Sie erheben keinen andern Anspruch, als demütige Nachfolger Jesu zu sein, bereit für ihn zu leben und zu sterben, wenn sie nur Sünder gewinnen können, und ich glaube, daß die einfache Weise, auf welche sie das Evangelium dem armen Volke darstellen, viele von den Besuchern ihrer Versammlungen auf die Seite des Herrn führen wird.“

Das dürfte auch für China zutreffen.

Wir sind damit von der theoretischen Erörterung schon auf den Boden der Thatfachen gekommen. Jetzt, nachdem mehrere Jahre seit der ersten Aussendung der Allianzmissionare vergangen sind, entsteht die Frage: Wie haben sich die Ausgesandten im Laufe der Jahre entwickelt und bewährt? Wie ist vor allen Dingen ihre sprachliche Ausbildung ausgefallen? Welche Aufnahme haben sie in China gefunden? Sind die

Befürchtungen, mit welchen ihre Aussendung begleitet wurde, wirklich eingetroffen? Was haben sie bisher geleistet und welche Mängel haben sich etwa an ihnen ergeben? Das sind Fragen, die aus der Entfernung nicht leicht zu beantworten sind; es möge versucht werden, aus dem vorliegenden Material Beiträge zu einer Beantwortung zu geben. Was die Sprachfrage betrifft, so sei die Thatfache angeführt, daß Franzen auf seiner Reise vom Norden nach Singan sich eines der 1893 ausgesandten Brüder als Dolmetschers bedienen konnte, unterwegs sowohl wie bei den auf der Reise gehaltenen Versammlungen. Daß einzelne der Allianzmissionare sich auf das Mongolische und Tibetische geworfen haben, daß Miss. Gustafson in Valtistan Sankeylieder in die Landessprache übertragen hat und schon im August 1895 in derselben predigen konnte, bezeugt doch wohl, daß unter ihnen wenigstens eine Anzahl von sprachlich begabten Leuten vorhanden ist.¹⁾ In Bezug auf die Befürchtungen bei der Aussendung vieler Missionen ist zu bemerken, daß das Tempo der Aussendung langsamer geworden ist; in dieser Beziehung haben also die Vorstellungen gefruchtet, welche theils auf die politischen Verhältnisse in China hinwiesen, theils auf die Unmöglichkeit, einer größeren Menge von Neulingen durch die älteren Missionare und auf den vorhandenen Ausbildungsanstalten die erforderliche Vorbereitung zu gewähren. Im Norden von China ist es verhältnismäßig ruhig hergegangen, während anderwärts Krieg und Plünderung die Missionen getroffen hat. Einzelne Allianz-Missionare haben wohl den Haß der Chinesen gegen die Ausländer erfahren, einer von der Sk. A. M. ist auch einmal schon tot gesagt worden, hat sich aber aus den Händen seiner Widersacher retten können, aber andererseits wird auch wiederholt von freundlicher Gesinnung des Volkes wie der Mandarinen berichtet. Man kann also wohl nicht sagen, daß die Sache der Mission in China durch die Allianzmissionen Schaden gelitten habe. Wenn eine schwedische Zeitung gegen den „verkehrten Eifer“ geeifert hat, der trotz der Warnungen der Konsuln in China, trotz der Warnung des Ministeriums fortfährt, „den neuen Glaubenszeugen mit der Glorie des Märtyrers und der Krone der Seligkeit zu winken“, während man doch für Glaubenseifer und Hingebung in den heimischen Nothständen ein weites und dankbares Feld habe, so ist dies der alte Grund gegen die Heidenmission, daß das Hemd näher als der

¹⁾ Wir fürchten, daß Franzen die sprachlichen Leistungen seiner Sendboten überschätzt.

Noch sei, der dann auch von der missionsfreundlichen Presse gebührend zurückgewiesen ist. Die Leistungen und Mängel der Allianzmissionare angehend, sei hier das Urtheil Hudson Taylors über die der Ch. I. M. angeschlossenen Missionare der Sk. A. M. angeführt:

„Einige, welche ungeeignet erschienen, wurden wieder in die Heimat gesandt, 2 oder 3 sind gestorben. Die andern sind nützliche Mitarbeiter in unserer Mission, und unter ordentlicher Leitung ist niemand von ihnen in Schwierigkeiten oder Gefahren gekommen. So nahm ein Experiment, das ein großes Risiko in sich trug, einen glücklichen Ausgang.“

Gleichwohl war Taylor nicht geneigt, ein solches Experiment zu wiederholen. Er riet von der weiteren Aussendung einer größeren Anzahl solcher Missionare ab und erklärte mehr grundlegendes und vorbereitendes Studium für notwendig zu einem nützlichen und erfolgreichen Wirken. Ist es nicht eine Bestätigung für dieses Urtheil, wenn kürzlich ein Missionar der Sk. A. M. nach Amerika zurückkehrte, um sich dort durch weiteres Studium zur Missionsarbeit noch besser zu rüsten?

Noch ein anderes Zeugnis dafür, daß die Missionskreise, die der Allianz nahe stehen, selbst es fühlen, wie ihre Arbeit der Ergänzung bedarf, giebt der der freien Kantonmission angehörige Missionar Elf, wenn er berichtet: „Ein geschickter Lehrer würde hier draußen zu großem Nutzen und Segen sein. Es ist einer notwendig, der wirklich Liebe für die Kinder hat und versteht, Schulen einzurichten. Wir haben jetzt mehrere junge Knaben, welche in manchen Dingen besseren Unterricht bedürfen, als wir ihnen geben können. Er müßte also eine Art höhere Schule haben und gleichzeitig die Aufsicht über die niederen Knabenschulen führen.“

So ergeben sich aus dem Wachstum der Arbeit Bedürfnisse, an die man zuerst nicht gedacht hat, und auch die Allianzmissionen werden vielleicht im Laufe der Arbeit zu der Erkenntnis kommen, daß sie auch höher gebildeter Arbeiter bedürfen, wie die Ch. I. M. solche hat.

Ein zweiter Gegenstand der Erörterungen ist die Frauenmission gewesen. Ein englischer Reisender, Littledale (ein Katholik), hat eine Beschreibung von den „armen enthusiastischen Schweden“ an der Grenze der Mongolei gemacht, welche viel Aufsehen erweckt und, wie es scheint, auch zu diplomatischen Schritten der schwedischen Regierung Anlaß gegeben hat. Seine Darstellung war wohl etwas übertrieben.¹⁾ Die I. M. A., um deren Missionarinnen in Kueihuacheng es sich handelt, hat für ihre unverheirateten Missionarinnen besondere Häuser eingerichtet und läßt sie nicht mit unverheirateten Männern in einem Hause wohnen;

¹⁾ Sie ist mir nicht zu Gesicht gekommen; Franzen nimmt einmal auf sie Bezug.

sie haben aber gewöhnlich einen Chinesischen Evangelisten in ihrer Nähe und auch die Brüder sind leicht zu erreichen, wenn besondere Umstände deren schnelles Eintreten nötig machen sollten. Doch ist mir von Verfolgungen, denen die Missionarinnen ausgesetzt gewesen wären, nichts bekannt geworden, und die Evangelisationsreisen, welche die Schwestern nur von einem eingebornen Evangelisten begleitet, wochenlang machen, sind ein Zeugnis dafür, daß sie von Furcht nichts wissen und einen Grund zur Besorgnis nicht sehen. Ob es freilich richtig ist, daß die Schwestern so mit ihrer Guitarre durchs Land ziehen, das ist eine andere Frage, und so sehr man ihren Mut bewundern muß, oder den Mut der Schwestern, die im Himalayagebirge allen Gefahren des Weges trotzen, so bleibt doch diese weibliche Pionierarbeit in der Mission für uns Deutsche etwas befremdliches, und wir sehen gerade diese Arbeit als Sache der Männer an; für die Frau bleibt andere Missionsarbeit genug übrig.

Ein dritter Punkt, den man mehr oder weniger an den Allianzmissionen beanstandet, ist die Kärghlichkeit der ihnen zu Gebote stehenden Mittel. Die Missionare in Nordchina haben deswegen allerlei Gerüchte über sich müssen ergehen lassen, aber sie haben dieselben bekämpft. So hat eine Konferenz von 40 ständ. Arbeitern der I. M. A. in Kueihuacheng im Mai 1894 seine Erklärung veröffentlicht, um der schwedischen Regierung wie den Missionsfreunden in der Heimat den wirklichen Sachverhalt kund zu thun, gegenüber den in der Presse zirkulierenden falschen Gerüchten, worin es heißt: „Was zuvörderst die Angabe betrifft, daß wir infolge unzureichender Mittel Mangel an genügender und gesunder Nahrung leiden, so steht das nicht mit der Wirklichkeit in Übereinstimmung. Den Unterhalt, den wir von unsern amerikanischen Freunden empfangen, ist bisher völlig ausreichend gewesen, sowohl für uns selbst, für Miete von Häusern, oft sogar mit eignem Garten, als auch für die Besoldung von Lehrern und Evangelisten.“ Franson berichtet, daß Sup. Velacheur beim Anblick der schwedischen Missionare ausgerufen habe: „Ihr seht wahrhaftig nicht aus, als ob ihr hier oben gehungert hättet, wie die Leute hier und da von euch ausgesprengt haben,“ und spricht auch seine Freude über die wohlgebauten und zweckmäßig eingerichteten Stationsgebäude aus, die Wohn-, Schulzimmer und meist zwei Versammlungslokale enthalten, ein größeres für das Volk und ein kleineres für die Erweckten. Wiederholt finden sich Äußerungen in den Berichten, wonach der Unterhalt ausreicht, ja, die Missionare am Kongo haben von ihrem Unterhalt (je etwa 300 Dollar) noch 1000 Dollar „erübrigt, die sie zur Beförderung der Mission verwenden wollten. Auf der anderen Seite aber, wenn man liest, wie Franson 21, also den vierten Teil seiner Missionare vorrechnet, für deren Unterhalt noch nichts oder nur wenig eingegangen ist, für die das Centralkomitee aus den ohne bestimmte Zweckangabe eingekommenen Beiträgen den Unterhalt hat bestreiten müssen, und wie er auf die Möglichkeit hinweist, daß diese geringen Hilfsquellen versiegen, oder wenn man etwas von Gedenströms Nöten bei der Errichtung der Station Kulesa hört, oder wenn man erfährt,

wie Klara Hall in Kueihuacheng sich nach Schweden wendet, um Mittel zur Errichtung eines Heims für Mädchen, die dem Opiumverberben entzogen werden sollen, zu bekommen, weil ihre Mittel dazu nicht ausreichen, oder wenn man Missionar Fredericksens Stationspläne und seine Berechnungen liest, wie teuer sich auf die Dauer die Miete gegen den Erwerb eines Grundstücks stellt, so kommt man doch zu der Überzeugung, daß in der Mission nicht zu sparsam gewirtschaftet werden darf, und man fragt sich, ob es geraten ist, die Mission bei geringen Mitteln in so großem Umfange zu betreiben, und ob es nicht richtiger ist, den Umfang zu beschränken, um auf engerem Gebiete mehr verwenden zu können. Die I. A. M. sendet jetzt neue Arbeiter nur so weit aus, als es unbedingt nötig ist, um Lücken zu füllen oder Unterstützung zu gewähren, und begnügt sich, das schnell gewachsene nur zu erhalten. Langsames und im allgemeinen regelmäßiges Wachsen ist aber doch für die Mission ratsamer, als ein mit tropischer Schnelligkeit gewachsenes Werk mühsam aufrecht zu erhalten.

Endlich noch ein Wort über die Missionsweise der Allianzmissionen. Es herrscht darin das erweckliche Moment vor, so sehr, daß man den Eindruck gewinnt, als ob das Lehrhafte dabei zu kurz komme, und die Befürchtung entsteht, ob der Glaube der Befehrten auch gegründet genug sein werde, um auf die Dauer, auch unter ungünstigen Verhältnissen standzuhalten. Die Reisepredigt wird mit großem Nachdruck betrieben. Vielleicht gelingt es ihr an einem Orte, etwa unter dem Eindruck einer Gebetsheilung, eine Anzahl Heiden zu gewinnen, die dann einen Bibelfkursus durchmachen und nun ihren Missionar wieder scheiden sehen. Was wird aus ihnen? In einem Bericht aus Japan heißt es:

„Die getauften Gläubigen, welche unter der Aufsicht unserer Mission stehen, sind nur 54, aber die Anzahl derer, welche durch unsere Bemühungen von Beginn an erlöst sind, geht gewiß bis auf 100. Es ist nämlich so, daß die Thätigkeit an vielen verschiedenen Plätzen betrieben worden ist, bald von dem einen, bald von dem andern unter uns. Diese Plätze sind dann wieder aufgegeben, aber auf fast jedem Orte sind ein oder mehrere Christen zurückgeblieben. Hieraus folgt, daß es viele Christen in Japan giebt, welche unter uns bekehrt sind, aber von denen wir vorläufig weiter nichts wissen.“

Wenn die Reiseevangelisation so betrieben wird, muß man doch wohl sehr bedenklich dagegen werden. Das heißt, Gläubige gewinnen, aber sie nicht pflegen, pflanzen, aber nicht begießen, und über das „Gehet hin“ zu vergessen: „Weide meine Schafe.“ Reisepredigt ist notwendig, aber hinter dem Schnitter muß der gehen, der die Garben bindet und aufstapelt. Solche vereinzelt Christen fallen leicht wieder ab, sie können ja gar nicht tiefe Wurzeln haben. Die Glaubensheilungen als regelmäßiges Missionsmittel zu verwenden, erweckt auch Bedenken. Das

Hauptmissionsmittel ist und bleibt das Wort. Der Herr hat bei den Seinen das Wort bekräftigt durch mitfolgende Zeichen, aber die Apostelgeschichte berichtet doch eigentlich nur wenige Fälle, in denen Krankenheilungen für die Aufnahme des Wortes fördernd gewirkt haben (Ap.-Gesch. 3, 7 ff.; 4, 4; 5, 14 ff.; 8, 33 ff.), und das Wort: „Wenn ihr nicht Zeichen und Wunder seht, so glaubet ihr nicht,“ bleibt auch bestehen. Der Heiland sucht für den Glauben einen Grund von größerer Tragkraft zu legen, als der Eindruck eines wunderbaren Ereignisses ist, und zwar durch die Verkündigung des Wortes, und der große Heidenapostel stellt das Wort über jede außerordentliche Erscheinung (Röm. 10, 17. 1. Cor. 1, 17 ff.; 2, 1 ff., wo *dévaux* jedenfalls nicht von Wundern zu verstehen ist, 12, 28; 14, 3—5. 19). Wenn der Herr hier und da durch außerordentliche Ereignisse einen Sünder aufschreckt, einen Schwankenden zur Entscheidung, einen Spötter zum Ernste bringt, so kann dies ja unzweifelhaft einen großen Segen haben, aber es ist ein anderes, die außerordentlichen Dinge zu nehmen, wenn sie gegeben werden, als auf sie auszugehen und sie zu suchen. In manchen Fällen mag auch die Sache gar nicht so außerordentlich hergehen. So wird einmal von einem Kranken erzählt, für den man betete und den man dann auch mit Nahrung und Pflege versorgte; er genas — da liegt es nahe anzunehmen, daß die leibliche Pflege hier das ihrige gethan hat. Und wenn nun die Heilung ausbleibt? Haben dann die Heiden nicht Ursache, „den Gott der Ausländer“ gering zu schätzen? und wird damit nicht dem sonst sich vielleicht regenden Glauben ein Niegel vorgeschoben? Auch die Erwartung auf die baldige Wiederkunft Christi, die von der ganzen Richtung so sicher angenommen wird, kann leicht mit den Thatsachen in Konflikt kommen. Werden die Heidenchristen, wenn ihnen die Wiederkunft Christi sozusagen zum Hauptstück des Christentums gemacht wird, solchen Konflikt überwinden, ohne an ihrem Glauben Schaden zu leiden? Aber nicht bloß die Heidenchristen kommen hier in Betracht, auch die heimatlichen Missionskreise sind dabei beteiligt. Das Jahrhundert geht bald zu Ende, und die Evangelisierung der Welt, die man seit etwa 20 Jahren so viel besprochen und für bis zum Ende des Jahrhunderts durchführbar gehalten hat, ist noch lange nicht vollbracht. Es geht nicht so im Geschwindschritt, wie man sich das wohl in den kühnen Berechnungen gedacht hat; es geht nur langsam vorwärts. Diese Lehre werden die Allianzkreise aus ihrer eigenen Mission gewinnen müssen. Die Berichte ihrer Missionare machen manchmal den Eindruck, als ob die heimatlichen Missionsfreunde einem

Missionsoptimismus huldigen, der vor den harten Thatsachen nicht bestehen kann, als ob sie meinen, der Missionar brauche nur das Evangelium zu bringen, so eilen die Heiden herbei und saugen heilsverlangend ihm die Worte von den Lippen, um als Gläubige, als Erlöste in ihr Haus zurückzukehren. Die Missionare bezeugen es ihnen, daß es in Wirklichkeit ganz anders steht.

„Es ist — so schrieb eine Missionarin kürzlich — gar nicht viel Bildung notwendig, um diesen oft armen, zerlumpten und schmutzigen Menschen (den Frauen in Nordchina) immer wieder und wieder die alte und niemals erschöpfte Geschichte von Jesus zu erzählen, der um unsertwillen Mensch wurde und für uns litt und starb. Und wenn man sich müde geredet hat, so wird einem der tröstliche Aufschluß gegeben, daß sie alles vergessen haben! So muß man wieder von vorn anfangen. Geduld ist nötig, aber vor allem Liebe, Liebe zu Jesus und zu den Chinesen.“

So geht es im kleinen langsam — und geht auch im großen mit der „Evangelisation“ langsam. Muß nicht diese Erkenntnis allmählich durchdringen und eine Umwälzung in dem ganzen Gedankenkreise dieser Christen hervorbringen? Das kann vielleicht zum Unglauben führen (II. Petri 3, 4), aber vielleicht auch zu einer heilsamen Ernüchterung, die dazu hilft, aus den Missionsgedanken wie aus der Missionsarbeit das zu entfernen, was ungesund ist, um dann ein neues zu pflanzen. Allerdings sieht die I. M. A. ihr Werk als erprobt an und meint, ihre Prinzipien seien erwiesen als „christgemäß, ausführbar und dauernd,“ und Franson urteilt, daß seine Mission in der Hauptsache eine Bahn eingeschlagen hat, welche nicht verlassen werden darf; aber die Verhältnisse sind stärker als die Theorien der Menschen und können korrigieren, was Menschen verstehen haben, auch wenn diese in bester Meinung und im aufrichtigsten Eifer waren. Die I. M. A. fordert mit feurigen Worten zu einem „Missionskreuzzug“ auf und erinnert an die Begeisterung, welche die Ritterschaft Europas einst getrieben hat, nach Osten zu ziehen: diese Erinnerung ist vielleicht bedeutsam. Es war ein großes Ziel, das die christliche Welt sich damals gesetzt hatte, aber sie mußte sich überzeugen, daß es unerreichbar war, und sie stand ab, ihm weiter nachzujagen. Auch die Weltevangelisation ist ein großes Ziel, aber ist es in der Weise und mit den Mitteln der Allianzmissionen zu erreichen? Die Weisheit muß oft warnen, den Eingebungen der Begeisterung zu folgen, und muß raten, Ziele zu wählen, zu deren Erreichung Mittel und Kräfte zu Gebote stehen. Auch für die Mission wird das Wort seine Wahrheit haben: „Ein Geduldiger ist besser als ein Starker.“

Augustin: de catechizandis rudibus.

Die älteste Anweisung zum Missionsunterricht.

Von J. Haller, früherem Lehrer am Basler Missionshaus.

Augustin unter den Missionschriftstellern — für manchen vielleicht eine neue verwunderliche Behauptung. Und doch hat der große Afrikaner und er allein in der ganzen alten Kirche ein Anrecht auf den Ehrennamen eines Missionstheoretikers. Die Schrift, welche ihm diesen Ruhm sichert, trägt den bekannten Titel: *de catechizandis rudibus*. Wir sind es freilich gewöhnt, schon wegen des Ausdrucks *catechizandis* das Büchlein zu suchen in einem Verzeichniß der katechetischen Literatur der alten Kirche; und in der That versäumen auch kleine Handbücher oder Leitfäden der Katechetik kaum, auf dieses treffliche Schriftchen aufmerksam zu machen. Aber in Wirklichkeit handelt es überhaupt nicht von dem christlich kirchlichen Unterricht der heranwachsenden Jugend; die Rudes sind nicht Kinder, sondern es sind Erwachsene, welche um Aufnahme in die christliche Gemeinschaft bitten; unmnündig sind sie nicht dem Alter nach, sondern in Bezug auf christliche Kenntnisse und christliches Verständnis. Der Unterricht ist also nicht Jugendunterricht, sondern Missionsunterricht. Der Katechet ist nicht ein Schullehrer, sondern der kirchliche Amtsträger, der zugleich die Funktionen eines Missionars verrichtet. Kurz: der Lebenskreis, in welchem man sich versetzt fühlt, ist mehr der des Missionars, als der des Lehrers.¹⁾

Eine genauere Besprechung dieser Schrift dürfte sich schon aus zwei Gründen empfehlen: einmal gewährt sie uns einen Einblick in das ganze altkirchliche Missionskatechumenat, dessen Erfolge dem nachdenkenden Betrachter der Missionsgeschichte noch heute Bewunderung abnötigen. Sodann stammt sie aus der Feder eines Mannes, der trotz vieler katholischen Anschauungen und Grundsätze mehr Evangelisches sich bewahrt hat als die Mehrheit seiner Zeitgenossen, eines Mannes von so viel Geist, daß auch seine kleinste Schrift der Beachtung wert erscheint.

Da eine allgemeine genauere Bekanntschaft mit dem Schriftchen nicht wohl vorausgesetzt werden darf, schicke ich einige einleitende Worte voraus über Anlaß und Inhalt desselben.

Ungefragt trat der Anlaß zur Abfassung an Augustin heran. Zu einem seiner Diakonen, Deogratias, kamen viele Leute, um sich in den

¹⁾ Der Wert und die Brauchbarkeit der Grundsätze Augustins für den Religionsunterricht der Jugend soll damit durchaus nicht bestritten werden.

Anfängen des Christentums unterweisen zu lassen. Er stand im Ruf hervorragender Befähigung zum Katechumenenunterricht; er besaß die Gabe, seine Lehrvorträge anziehend zu gestalten und den Zuhörern den christlichen Glauben verständlich zu machen. Aber Deogratias hatte den Wunsch, noch Tüchtigeres zu leisten, da er selbst manchmal unbefriedigt von seinen Leistungen unter einem gemüthlichen Druck stand und auch seine Katechumenen unbefriedigt wähnte. Außerdem war er über einzelne Punkte des Lehrverfahrens im unklaren. In seiner Demut und seinem Verneifer wandte sich der Diakon an die reiche Erfahrung, welche der Großmeister Augustin in eigener Praxis gesammelt hat.

Augustin geht auf den Wunsch des Diakonen ein. Er betrachtet dessen Erfüllung als Liebespflicht gegen Deogratias, ja noch mehr als Liebes- und Dankespflicht gegen die Kirche; sie ist ja die Mutter unser aller. Er giebt sich der Hoffnung hin, daß durch seine Mühwaltung manchem seiner Mitknechte die Arbeit erleichtert werden möchte, für welche es an ernstem Eifer nicht fehle.

Das Schriftchen *de catechizandis rudibus* erweist sich also seiner Entstehung nach als eine Gelegenheitschrift, zugleich aber als durchaus praktische Schrift: durch die Schwierigkeiten der Praxis veranlaßt, auf Grund der Erfahrungen der Praxis abgefaßt.

Beides ergibt sich auch aus einer Übersicht über den Inhalt der Schrift.

Zeschwitz bringt den Gedankengang unter folgende Überschriften: 1. Anlaß der Schrift. 2. Gefahr der Unzufriedenheit mit der eigenen Leistung. 3. Disposition der Vorbemerkungen. 4. Gesetze für die erzählende Darstellung. 5. Gebot der Liebe als praktisches Ziel, vermittelt durch die Liebesthat Gottes in Christo. 6. Verschiedene innere Herzensstellung der Katechumenen und verschiedener Ausgangspunkt, den demgemäß der Vortrag zu nehmen hat. 7. Einrichtung des Epilogs, welcher der Erzählung zu folgen hat. 8. Verfahren mit solchen, welche nicht eigentlich mehr als rudes zu betrachten sind. 9. Verfahren bei solchen, die ihre Bildung in den Rhetorenschulen empfangen haben. 10. Mittel, sich die Freude, deren der Katechet bedarft, zu jeder auch der ungelegenen Stunde zu sichern. 11. Behandlung des Zuhörers, wenn sein Verhalten uns in der Freude zu stören droht. 12. Störender Einfluß äußerer Abhaltungen und niederbeugender Erfahrungen. 13. Einfluß des Kreises, für den man arbeitet oder vor dem man spricht.

Diese Übersicht beweist den Mangel an streng systematischer Ordnung, läßt aber auch den Reichthum der Gedanken ahnen. Augustin begnügt sich indes nicht damit, eine Anzahl theoretischer Belehrungen und prinzipieller Aufstellungen darzubieten, er giebt auch zwei ausgeführte Katechesen,

Musterlektionen. Ich versuche den Inhalt der Schrift unter drei Gesichtspunkten zu ordnen: I. Die Behandlung der Katechumenen. II. Die Freude des Lehrers. III. Der Lehrstoff und seine Behandlung.

I. Die Behandlung der Bewerber.

Um Mißverständnisse zu vermeiden, schicke ich noch voraus, daß rudes solche Menschen sind, welche bisher als Heiden gelebt und sich nun um Aufnahme in die christliche Kirche beworben haben. Sie haben die Katechumenenstufen, welche in der altchristlichen Kirche bestanden, noch nicht durchgemacht. Sie wollen und sollen erst „Katechumenen“ im engeren Sinn werden. Noch viel weniger sind sie eigentliche Taufbewerber; denn zwischen die Aufnahme in den weiten Kreis der Kirche (*christianum facere aliquem*) und dem eigentlichen Taufunterricht für die sogenannten *competentes* fällt ordnungsmäßig ein Zeitraum von mindestens zwei Jahren. Es handelt sich also bei den rudes um den ersten vorbereitenden Unterricht. Ausgangspunkt ist die Bereitwilligkeit und das Begehren eines Heiden, Christ zu werden; Zielpunkt des vorbereitenden Unterrichts ist das Begehren des Bewerbers, in der Kirche Ruhe und Frieden für seine Seele zu finden.

1. Die Behandlung der Bewerber bei der Anmeldung zum Unterricht erfordert von seiten des Lehrers bezw. Missionars ¹⁾ seelsorgerlichen Blick und pastorale Weisheit. Ist doch die innere Herzensstellung der Bewerber eine gar verschiedene.

Die einen, und zwar die meisten sind irgendwie von Gott ergriffen. Nur sehr selten mag es vorkommen, daß einer den Entschluß, Christ zu werden, ausspricht, ohne daß ihn ein Gefühl der Furcht vor Gott dazu triebe. Ein besonderer Fall ist der, daß Gott selbst durch einen besonderen Fingerzeig, durch eine mahnende oder erschütternde Sprache, etwa durch wunderbare Erlebnisse, durch Träume oder Gesichte in einem Heiden den Entschluß geweckt hat, Christ zu werden. Einem solchen Mann hat der Katechet die Treue Gottes, welche den Verlorenen nachgeht vor Augen zu stellen. Aber es wäre nicht gut, wollte man bei dem außerordentlichen Anlaß lange verweilen. Vielmehr gilt es auf den klaren und sicheren Boden der göttlichen Offenbarung zu lenken. Die heilige Schrift lehrt uns, nicht nach

¹⁾ Am liebsten würde ich statt Lehrer, Katechet und dergl. den Namen Missionar substituieren, um fortwährend darauf hinzuweisen, daß es sich um Missionsverhältnisse handelt. Wenn ich trotzdem die andern Titel beibehalte, so geschieht es einzig im Interesse der historischen Treue.

sichtbaren Wunderzeichen suchen, sondern auf das Unsichtbare voll Hoffnung blicken; nicht schlafend und träumend, sondern wachend soll man sich unterweisen lassen. Jene Erschütterungen läßt Augustin also wohl als Anlaß und Vorbereitung zum Glauben gelten, aber nicht als Grundlage, auf welchen der Glaube dauernd stehen könnte.

Anderer Bewerber sind Heuchler. Ihnen handelt es sich nicht ums Christ-sein, sondern ums Christ-scheinen. Vorteil erwarten sie in äußerer Hinsicht, einem andern zu Gefallen wollen sie übertreten, einer drohenden Gefahr, feindlichen Nachstellungen, suchen sie zu entgehen.¹⁾

Die nächste Aufgabe des Missionars ist also, daß er sich Klarheit und Gewißheit über die Motive und über den gesamten Herzenszustand des Petenten zu verschaffen sucht. Er mag sich dabei an zuverlässige christliche Personen wenden, welche den Bewerber kennen, oder, wenn solche Vertrauensmänner nicht vorhanden sind, an den Bewerber selbst. Wer nun von einem unreinen Motiv geleitet wird, wird immer etwas vorzulegen haben und zwar meist ein an sich anerkennenswertes Motiv. Nun hat der Lehrer die Aufgabe, an diese unwahre Rede anzuknüpfen. Es gilt nicht in erster Linie, den Lügner von seinem Unrecht zu überführen, sondern seinen löblichen Entschluß anzuerkennen. Dadurch sucht man in ihm Lust zu dem Vorsatz zu erwecken, das zu sein, was er anfangs nur scheinen wollte. Lautet freilich bei persönlicher Rücksprache mit dem Bewerber die Antwort derartig, daß die rechte Gesinnung nicht einmal vorzulegen wird, so mag man ihn mit zarten und gewinnenden Worten zurechtweisen, weil ihm die rechte Belehrung und Erkenntnis noch fehlt; und man muß ihm die Wahrheit zeigen, auf welche die christliche Lehre abzielt. Er soll den rechten Willen gewinnen, den er vorher durch eigene Schuld oder aus Unwissenheit noch nicht hatte. So kann durch die weise und vorsichtige Behandlung eines Bewerbers der Wille, wenn er zuvor nicht vorhanden war, geweckt oder wenn er nur im Verborgenen schlummerte, zum Durchbruch gebracht werden. — Wie milde urteilt Augustin über solche Heuchler, weil er die entsittlichende Wirkungen des Heidentums in Betracht zieht. Wie weist er allem schroffen und polternden und ungerecht urteilenden Eiern die Thüre! Es ist, als empfinde er die unredlichen Petenten mit

¹⁾ Wer erinnerte sich nicht bei dieser Schilderung Augustins an manche Indier, welche sich in der Hungersnot durch den Übertritt zum Christentum die tägliche Rationsportion sichern wollten, oder an manche Chinesen, die für die gerade anhängigen Prozesse Vorteile von der Unterstützung des Missionars erwarten?

dem Entschuldigungs- und Hoffnungswort: Ihr gedenkt es böse zu machen, Gott aber gedenkt es gut zu machen.¹⁾

2. Sind die Bewerber im einzelnen geprüft, so werden sie zu einem vorbereitenden kurzen Unterricht zugelassen. Die Behandlung der Katechumenen im Unterricht selbst ist wesentlich bedingt durch die äußeren Verhältnisse einerseits, durch das Verhalten der Katechumenen andererseits.

Augustin kennt die Mannigfaltigkeit der Verhältnisse im Leben. Das eine Mal sind alle Anwesenden zu unterrichten; ein ander Mal gilt der Unterricht nur einem einzelnen, aber eine Anzahl von Zuhörern oder auch Kritikern aus der Gemeinde ist anwesend; ein drittes Mal lauscht die ganze versammelte Gemeinde mit gespannter Aufmerksamkeit. Je nach der Situation wird sich der Unterricht verschieden gestalten. Weiter wird der Vortrag des Lehrers beeinflusst durch die Rücksicht auf die Größe und die Zusammensetzung der Katechumenenschar: ob es wenige sind oder viel, ob Gelehrte oder Ungelehrte, ob Gebildete oder Geistigschwache, ob Bürger oder Fremde, ob Privatleute oder Staatsbeamte, ob Männer oder Weiber, ob reine Heiden oder Sektenmitglieder. Je nach der Mischung der Elemente wird der Lehrer von verschiedenen Gefühlen durchdrungen sein; unwillkürlich wird sich seine Stimmung nach der Zusammensetzung der Versammlung modifizieren, und danach wiederum hat sich Ausgangspunkt, Fortgang und Zielpunkt der Unterweisung zu richten.

So verschiedenartig nun aber die Verhältnisse sein mögen, so muß doch die Behandlung der Bewerber in allen Fällen getragen sein von einem Grundgefühl: von der Liebe. Liebe gebührt allen. Liebe weiß die Stimme zu wandeln. Dieselbe Liebe wird sich bei den einen erweisen in Leben zeugender Kraft, bei andern in herablassender Schwachheit; die einen fördert sie mit sorgendem Eifer, bei andern fürchtet sie sich, Anstoß

¹⁾ Ähnliche Verhältnisse und ähnliche Grundsätze lernen wir auch aus Cyrill von Jerusalem kennen, der in seiner einleitenden Katechese sagt: „Möglich auch, daß du unter einem andern Vorwand kommst. Denn es ist auch möglich, daß ein Mann eine Frau sich erbitten will und daß er deshalb kommt. Und dasselbe läßt sich auch von den Frauen sagen. Oft will ein Sklave seinem Herrn und ein Freund seinem Freund zu Gefallen sein. Ich ergreife die Lockspeise der Angel und nehme dich auf, der du zwar in schlechter Absicht gekommen bist, aber in guter Hoffnung, daß du des Heils theilhaftig werden sollst. Vielleicht wußtest du nicht, welches Netz dich aufnehme. Du bist in die Netze der Kirche gegangen, laß dich lebendig fangen, fliehe nicht. Denn mit der Angel fängt dich Jesus, nicht um dich zu töten, sondern um dich lebendig zu machen, nachdem du getötet bist.“

zu geben; zu diesen läßt sie sich herab, zu jenen hebt sie sich empor; diesen tritt sie entgegen mit der Stimme freundlicher Lockung, jenen mit dem Ton ernster Mahnung; keinem feindlich, allen wie eine Mutter.¹⁾ — Fern von aller schablonenhaften Behandlung weiß Augustin die Einheitlichkeit des Prinzips der Liebe trefflich zu verbinden mit dem allgemeinen pädagogischen Grundsatz der individuellen Behandlung.

Sehen wir zu, wie Augustin den Gedanken der individuellen liebevollen Behandlung im einzelnen durchführt. Die Liebe ist imstande, die vielen Schwierigkeiten zu heben, welche dem Lehrer entgegentreten.

Eine erste Schwierigkeit ergiebt sich aus dem mangelhaften Verständnis, das der Katechumene dem dargebotenen Stoff entgegen bringt. Die Erfahrung davon macht den Lehrer leicht verdrossen; er möchte am liebsten schweigen. Aber die Liebe treibt zum Neden. Es gilt herabzusteigen zum Verständnis der Schwachen, auf die Stufe des langsamen Buchstabierens. In wahrhaft Paulinischer Weise, welche das Einzelne und Geringe mit den höchsten Gesichtspunkten begründet, verweist Augustin auf das Vorbild Christi: er hat uns ein Vorbild gelassen, daß wir sollen nachfolgen seinen Fußstapfen. Wie unendlich groß ist der Abstand zwischen seiner Gottgleichheit und seiner Knechtsgestalt! wie unendlich seine Herablassung! wie ist Er den Schwachen ein Schwacher geworden, auf daß er die Schwachen gewinne. Die Kraft zu solcher Selbsterniedrigung ist die Liebe. Leistet schon die natürliche Liebe von Vater und Mutter ein Herabsteigen zur kindlichen Stufe des Verständnisses, wie viel mehr die selbstlose geistliche Liebe, von der Paulus sagt: „die Liebe Christi bringet uns also; reden wir überschwänglich, so thun wir es Gott; sind wir mäßig darin, so sind wir es euch.“ Je mehr sie sich auf die untersten Stufen herabläßt, desto mehr zeigt sie ihre innersten Tiefen: von denen, zu deren Schwachheit sie sich hernieder neigt, sucht sie nichts, als daß sie selig werden.²⁾

Eine zweite Schwierigkeit im Unterricht entspringt aus der scheinbaren oder wirklichen Unempfänglichkeit des Zuhörers. Der Katechumene steht teilnahmslos da. Sein Benehmen mag verschiedene Gründe haben. Es ist allgemeine Schüchternheit, natürliche Ungstlichkeit; es kann aber auch eine Scheu vor dem Heiligen sein, welche ihn hindert, seine Empfindungen auszudrücken und seine Eindrücke auszusprechen. Da gilt es alle Mittel anzuwenden, um ihm eine Äußerung zu entlocken. Freundliches Zureden, brüderliche Vertraulichkeit wird die Schüchtern-

¹⁾ Auch Cyrill nimmt bei seinen Katechesen für die eigentlichen Taufbewerber Rücksicht auf die Geistig-schwächeren. Er schiebt deshalb zwischen die vorbereitenden Katechesen über Taufe, Buße, Sündenvergebung und die Katechesen über das Apostolikum eine Übersichts-katechese ein, in welcher er die Hauptpunkte der christlichen Lehre behandelt. Er verlangt für diese „mildthätige Einleitung“ die Geduld der Geistig-fähigeren.

²⁾ Auch Chrysostomus bezeichnet das *οὐκ ἀποβιβάζειν* als oberstes Prinzip aller Pädagogik.

heit überwinden. Ein anderer glaubt einen Widerspruch entdeckt zu haben zwischen den Mittheilungen des Lehrers und dem, was er sonst vom Christentum gehört hat. Da darf sich der Lehrer die Mühe nicht verdrießen lassen, eingehend und ausführlich die Schwierigkeit zu besprechen. Noch andere sind überhaupt für höhere Gedanken unzugänglich; sie sind geistig träge oder stumpf. Da begnüge man sich mit den notwendigsten Mittheilungen über die eine allgemeine Kirche, über die mancherlei drohenden Versuchungen, über den Wandel der Christen, und man weise ernstlich hin auf das künftige Gericht. Mag Augustin für die Auswahl der zu besprechenden Punkte nicht den evangelischen Maßstab angewandt haben, sondern den katholischen, so hat er doch jedenfalls Recht mit dem Rat, bei geistig schwachen Bewerbern das Maß der Kenntnisse auf das Notwendigste zu beschränken, noch mehr aber mit der Mahnung, solche Katechumenen in erbarmender Liebe zu tragen, mehr für sie zu Gott als mit ihnen von Gott zu reden.

Eine dritte Schwierigkeit bietet dem Lehrer die sich allmählich einstellende Erschlaffung der Katechumenen. Häufig geschieht es, daß ein Katechumene anfangs mit Lust und Liebe gelauscht hat, nachher aber kein Zeichen von Interesse mehr giebt, sondern gähmend den Mund aufreißt. Beruht die Interesselosigkeit auf geistiger Abspannung, so sucht man die Teilnahme wieder wachzurufen: man wendet sich an die Person des Zuhörers, er mag es merken, daß der Katechet ein besonderes Auge auf ihn hat; aber man hüte sich vor verletzender Schroffheit; ein freundlicher zutraulicher Ton wirkt mehr. Hat die Unaufmerksamkeit in der Beschäftigung mit weltlichen Gedanken ihren Grund, so rede man in ernster oder heiterer Weise mit dem Katechumenen. Aber auch in körperlicher Ermüdung kann der Grund der Zerstreuung liegen; Bauern sind es nicht gewöhnt lange ruhig zu stehen. „Ich rede aus Erfahrung.“ Darum empfiehlt Augustin die italische Sitte zur Einführung in Nordafrika: man weise nicht nur dem Lehrer, sondern wo es geht, auch den Hörern Sitzplätze an, damit nicht einer durch Ermüdung in der Andacht gestört oder gar zum Förggehen gezwungen werde. Die Liebe achtet auch auf Kleinigkeiten, die Liebe ist in Außerlichkeiten nachsichtig.

Eine vierte Schwierigkeit hat der Missionar im Verkehr mit zweifelhaften fragwürdigen Bewerbern. Es kann dem Lehrer der entsetzliche Gedanke kommen, der Täufling möchte gar ein Kind der Hölle sein, wie ja so manche in der Kirche wandeln. Aber die Liebe muß über die Furcht siegen. Sie soll dazu anfeuern, daß man den Pflegling mit allem Ernst warnt vor dem Umgang mit solchen Menschen, welche nur dem Namen nach Christen sind; er soll sich nicht durch den gottlosen Schwarm verleiten lassen zu Sünde und Leichtsin, aber er soll es auch nicht verschmähen, mit Sündern in einer Kirche zusammenzuleben. Gerade bei solchen Warnungen wird die Rede die nötige Wärme nicht vermissen lassen; die vorhandene Betrübnis und Sorge des Herzens ist der Zunder; die innere Bewegung geht auf den Zuhörer über, ihm zum Segen.

Wir werden anerkennen haben, daß Augustin bei der Besprechung des Katechumenenunterrichts den Grundsatz der individuell behandelnden Liebe in trefflicher Weise auf verschiedene Fälle des praktischen Lebens anzuwenden weiß. Dieselbe pädagogische Weisheit tritt uns aber besonders in einem weiteren speziellen Abschnitt entgegen:

3. Die Behandlung von litterarisch und rhetorisch Gebildeten. Zwischen beiden Gruppen scheidet Augustin scharf.

Litterarisch gebildet nennt er solche Heidenchristen, welche sich gründlich mit allerlei edlen Wissenschaften beschäftigt haben. Sie fallen eigentlich nicht unter den Begriff der *rudes*. Wenn sie sich zum Übertritt anmelden, so sind sie mit der christlichen Wahrheit meist schon bekannt: sie kennen einen guten Theil der christlichen Litteratur und haben sich wohl auch mit andern schon über das Christentum auseinandergesetzt. Die Frage: wie ist mit solchen Petenten zu verfahren, wird heutzutage bei manchen indischen Brahmanen und bei manchen chinesischen Graduierten dieselbe sein. Welche Antwort giebt Augustin? Was solchen Petenten bekannt ist, darf nur in Kürze durchgegangen werden; mehr andeutend als ausführend verfährt man. Die Stoffauswahl für den Unterricht muß mit besonderer Vorsicht getroffen werden. Bei allen Besprechungen über Glaube und Sitte und drohende Versuchungen sei das Ziel das Gebot der Liebe. Hinsichtlich des Lehrtons hat sich der Katechet zu hüten vor einer unpassenden Hervorkehrung seiner Autorität; nur wo es gilt, den Gebildeten vor Irrgängen zu warnen, darf der Ton des Lehrers stärker hervortreten. Besondere Aufmerksamkeit ist der christlichen Litteratur zuzuwenden, welche dem Petenten schon bekannt ist. Der Katechet soll sich in sorgfältiger Auseinandersetzung über den Wert der gelesenen Schriften verbreiten. Ist ein Buch von einem Ketzer geschrieben und hat der Katechumene, ohne es zu wissen, etwas dem Glauben Schädliches und der rechten Lehre Zuwiderlaufendes sich angeeignet, so muß er gründlich belehrt werden; das Zeugniß der gesamten Kirche in seiner großartigen Übereinstimmung und das Urtheil vieler gelehrter Männer sind dem Katechumenen vorzutragen. Auch die etwaige falsche Auffassung von Schriftstellen muß berichtigt werden, selbst wenn sie von orthodoxen Vätern vertreten wird. Ist es dagegen ein tüchtiges Buch von einem anerkannt rechtgläubigen Verfasser, welches den Bewerber auf den rechten Weg gebracht hat, so mag man das mit Freuden anerkennen. Dann aber gilt es namentlich die heiligen Schriften zu rühmen, die in ihrer Einfachheit neben ihrer wunderbaren Erhabenheit einen besondern Vorzug haben.

Den letzteren Rat giebt Augustin auch für die Behandlung von rhetorisch Gebildeten. Es sind Leute, welche man nicht zu den Ungebildeten rechnen kann. Aber der Besuch der heidnischen Rhetorenschule hat ihnen doch keine gründliche Bildung gegeben; über die wichtigsten und tiefsten Lebensfragen haben sie nicht nachgedacht. Sie haften am Außer-

lichen. Bisher haben sie stolz herab gesehen auf andere, welche sich in der Rede kleine Verstöße haben zu Schulden kommen lassen: ungenaue Aussprache, mangelhafte Betonung, unebene oder plumpe Satzkonstruktionen. Dagegen haben sie es nicht schwer genommen mit sittlichen Verstößen. Solche Menschen sind an Christeneinfalt zu gewöhnen. Sie sollen lernen, daß eine geübte Zunge überhaupt nicht verglichen werden darf mit einem reinen Herzen. Dahin soll es kommen, daß sie lieber die Wahrheit hören wollen als schöne blendende Worte. Lernen sie solche Einfalt, dann werden sie nicht von einem Verstoß des Vorstehers oder Vorlesers in der Kirche sich gestört fühlen: keine Sprache dringt zu Gottes Ohr als die Sprache des Herzens. Vorzüglich aber muß man sie anleiten zum Hören der heiligen Schrift. Sie sollten keinen Ekel mehr empfinden über ihrer ichtlichen Ausdrucksweise. Den Inhalt mögen sie recht verstehen lernen. Dazu aber empfiehlt Augustin als Kind seiner Zeit die Einführung in die allegorische Auslegungsmethode als bestes Mittel: diese Methode entfernt die Hülle von den Sachen; sie übt gerade auf rhetorisch Gebildete einen besonderen Reiz, sie schärft den Wahrheitsinn, sie vertreibt die spröde Gleichgiltigkeit, sie bewirkt auch bei Äußerlichkeiten einen tieferen Eindruck; das ist der Nutzen des Geheimnisvollen. — Wohl hat Augustin mit der Empfehlung der allegorisierenden Schriftauslegung nicht das Richtige getroffen; aber daß die Grundgedanken über die Behandlung von halbgebildeten Heiden zutreffend sind, wird jeder Missionar bestätigen, der nähere Bekanntschaft mit den aufgeblasenen englisch redenden Eingeborenen Indiens oder mit den Bücherlesern Chinas gemacht hat.

II. Die Freudigkeit des Lehrers.

Schon aus dem was wir über die rechte Art der Behandlung der Katechumenen je nach ihrer Eigenart gehört haben, ergibt sich, welche zwei Eigenschaften Augustin vom Katecheten verlangt: Liebe und Weisheit; und zwar so, daß die Weisheit die aus der Liebe entspringende Katecheten-tugend darstellt. Aus der Liebe entwickelt sich aber auch eine weitere Kardinaltugend eines Katecheten: Die Freudigkeit.

Sie versteht Augustin in ihrer vollen Bedeutung. Je mehr es dem Lehrer gelingt mit Freudigkeit zu unterrichten, desto mehr Reiz ¹⁾ wird sein Vortrag haben. Die Freude wirkt ein auf den Fluß der Rede. Darum die Grundregel: *gaudens quisque catechizet!* In feinsinniger Weise wendet Augustin das Paulinische Wort: „einen fröhlichen Geber hat

¹⁾ Interesse würden die Pädagogen aus Herbart's Schule sagen.

Gott lieb" (2. Cor. 9, 7) auf den Katechumenenunterricht an. Gilt dieses Wort, wo es sich um äußere Gaben handelt, wie viel mehr in geistlichen Dingen! Also nicht eine treffliche didaktische Methode, nicht die Vorzüglichkeit in Auswahl und Anordnung des Stoffs geben den Ausschlag; Augustin weiß den Wert dieser Faktoren wohl zu schätzen; das sehen wir aus seiner ganzen Schrift. Aber die Bürgschaft für den guten Erfolg des Katechumenenunterrichts liegt abgesehen von dem Hauptfaktor des göttlichen Segens in der Persönlichkeit des Katecheten, in seiner Berufsfreudigkeit.

Augustin hat aber Erfahrung genug, um zu wissen, daß die Mahnung *gaudens quisque catechizet* leicht zu geben ist. Aber um zu jeder Stunde diese Freude zu besitzen, dazu bedarf es der Barmherzigkeit, die nur Gott hat, der sie fordert. Die göttliche Barmherzigkeit allein ist es, welche Lust und Liebe zur Arbeit weckt und erhält. Die Gebetsgemeinschaft mit dem Vater der Barmherzigkeit darf nicht unterbrochen werden, wenn ein Lehrer sich die Freude erhalten will.

Augustin geht nun genauer ein auf die Gefahren, welche der Freude des Lehrers drohen. Aus Gottes Rat gilt es die Mittel zu suchen, damit jeder Bann gelöst werde, daß der Geist des Lehrers in Jubel erglühe, daß er sein Werk treibe mit still seliger Freude.

Sehen wir auf das Einzelne.

1. Am ausführlichsten behandelt Augustin die erste Gefahr, welche der Freude droht: die Empfindung des Katecheten, er sei unfähig, klar zu reden. Uns selbst will unsere Rede manchmal nicht gefallen. Wir sind uns klar über einen Gedanken in unserem Innern, ehe wir ihn aussprechen; aber das gewünschte Ziel erreichen wir nicht, daß unser Zuhörer unsere Gedanken ganz erfäßt. Die Gedanken überströmen unsere Seele mit plötzlichem Licht; aber der mündliche Ausdruck geht langsam; die Gedanken selbst schwinden wieder. Und gerade in heiligem Eifer für die Wohlfahrt unserer Zuhörer begegnet er häufig, daß wir für die Gedanken, welche uns vor der Seele stehen, nicht den richtigen Ausdruck finden. Der Mißerfolg macht unsern Vortrag matt und stumpf.

Den Grund der Unfähigkeit sucht Augustin zum Teil wenigstens in der einfachen Thatfache, daß Wort und Sache streng genommen inadäquat, inkommensurabel seien. Das Wort für „Zorn“ z. B. lautet im Lateinischen, Griechischen und Hebräischen ganz verschieden; die Laute haben nichts zu thun mit der Sache, etwa mit dem Gebahren des Zornigen. Ferner erkennen wir überhaupt in diesem irdischen Leben nichts anders als in Rätseln und im Spiegel (1. Cor. 13, 12). Darum bleibt auch unserer Lehrthätigkeit der Charakter der Unvollkommenheit. Aber die Redlichen kommen doch Tag für Tag voran von einer Stufe der Klarheit zur andern; mehr und mehr kommen sie zum Schauen des Lichts ohne Unwölkung des Himmels und ohne Unterbrechung der Nacht: zum Schauen des Lichts, das kein Auge gesehen hat und das in keines Menschen Herz gekommen ist.

Indien triumphiert haben, weil sie meinen, der Sultan habe aufs neue bewiesen, daß er gegenüber den Christen thun könne, was er nur wolle; wenn man weiter beachtet, wie die Erhebung des Mahdi in Afrika, die eine Zeit lang der mohammedanischen Welt solch einen mächtigen Aufschwung zu geben schien, doch einen kläglichen Ausgang nimmt und wenn man sich auch klar macht, wie alle Bemühungen der sogenannten Jungtürken und ähnlicher Reformer in Indien, völlig aussichtslos sind, dann kann man nicht anders, als zu dem Schluß kommen: Das Aufhören der weltlichen Macht des Sultans und dann auch des Schahs von Persien, muß einen geradezu vernichtenden Schlag bedeuten für den innersten Lebensnerv des Islam. Dann wird Tausenden von Mohammedanern die Wichtigkeit ihres Glaubens allmählich zum Bewußtsein kommen, dann wird die große Zeit gekommen sein, wo das Evangelium den Millionen, die bisher dem falschen Propheten angehangen haben, mit überzeugender Kraft wird gepredigt werden können, wo nicht nur das furchtbare Hindernis, nämlich die Furcht vor dem gewissen Tode, der dem zum Christentum Bekehrten droht, hinweggeräumt sein wird, sondern, was noch viel wichtiger ist, wo auch der maßlose Stolz und die Siegesgewißheit der Moslim für immer gebrochen sein werden. Darum gilt es für die evangelische Mission, sich für diese bevorstehende große Zeit der Mohammedanermision bereit zu halten und namentlich auch jetzt schon die wirksamsten Kämpfer für diesen großen letzten Kampf zu sammeln, nämlich solche ehemalige Mohammedaner, die aus lauterer Überzeugung das Evangelium angenommen haben und nun das Heil, das sie in Christo gefunden haben, ihren ehemaligen Glaubensgenossen mit überzeugender Kraft anpreisen können. Gewiß wird es noch durch mancherlei Verwickelungen und letzte Zuckungen des Islam hindurch gehen, sicherlich wird der Fanatismus der Mohammedaner noch mehr solche entsetzlichen Greuel, wie wir sie jetzt erlebt haben, hervorrufen, aber alle solche Dinge werden den Siegeslauf des Evangeliums nicht aufhalten können, nein, sie werden, wie wir das ja auch jetzt in unsren Tagen schon sehen, den Eifer und die Liebe der Christenheit nur desto mehr anfeuern. Das gebe Gott!

Die Wirren in Madagaskar.¹⁾

Von G. Kurze. II.

Seitdem wir unsern letzten Madagaskar-Artikel in dieser Zeitschrift (1896, S. 441) veröffentlichten, ist eine Reihe folgenschwerer Ereignisse über die Insel hereingebrochen. Zu diesen gehört in erster Linie die Zurückberufung des Generalresidenten Laroche und seine Ersetzung durch den mit allen Befugnissen der Militärdiktatur ausgerüsteten General Galliéni, den Bezwiner des französischen Sudan. Es liegt jetzt klar zu Tage, daß Laroche den Intriguen der Jesuiten zum Opfer gefallen ist, die im Bunde mit den von ihnen inspirierten französischen Kolonisten und Händlern in Antananarivo und den madagassischen Küstenstädten mit unerhörter Rücksichtslosigkeit in der französischen Presse einen Krieg bis aufs Messer gegen den verhassten „Protestanten“ führten. So kühl die Evangelischen in Madagaskar zunächst Laroche im Hinblick auf seinen bekannten Brief an den Algierer Trappistenabt gegenüberstanden, so hat sich derselbe doch in den drei Vierteljahren seiner madagassischen Thätigkeit durch seinen strengen Gerechtigkeitsinn, sein von schonender Rücksicht gegenüber der Königin Ranaivalona und den Madagassen zeugendes wohlwollendes Regiment und durch seine unparteiische Handhabung der Religionsfreiheit die Herzen der Madagassen und der evangelischen Missionare in einem solchen Grade gewonnen, daß man ihn in den ersten Tagen des Oktober v. J. nur unter großem Bedauern hat scheiden sehen. Um so mehr überhäuften ihn die Jesuiten und deren Gefolge mit ihren Schmähungen und Verleumdungen, weil er sich nicht, wie sie gehofft, als gefügiges Werkzeug für die von ihnen schon damals geplante Unterdrückung der evangelischen Bevölkerung Madagaskars gebrauchen ließ. Selbst der französische Kolonialminister Lebou getraute sich nicht, Laroche, von dem er zugeben mußte, daß er stets seine Instruktionen gewissenhaft ausgeführt habe, auf seinen hohen Posten zu belassen, sondern gab ihn dem Haß der Jesuiten preis. Es ist sehr bezeichnend für den

¹⁾ Um diesen Artikel sofort ganz zu bringen, stelle ich die Rundschau und den Schluß von „Bischof French“ für die nächste Nummer zurück. Es sind himmelstreichende Dinge, welche jetzt in Madagaskar gegen den Protestantismus geschehen, und sie zeigen uns, was man von den Jesuiten zu erwarten hat, wo die Gewalt hinter ihnen steht. Ich bitte, die mitgetheilten Thatfachen, möglichst verbreiten zu helfen.

Terrorismus, den die Klerikalen jetzt in Frankreich ausüben, wenn der Minister in der Madagaskar-Debatte am 3. November v. J. vor dem Senat erklärt:

„Die gegen Herrn Laroche teils in Paris teils in Madagaskar gerichteten Angriffe sind derartig gewesen, daß die Regierung gedacht hat, er besitze nicht mehr die nötige moralische Autorität weder in der öffentlichen Meinung, noch bei seinen bürgerlichen und militärischen Untergebenen in Madagaskar, um auch nur in der von mir angegebenen Rolle (Laroche sollte zunächst noch als Generalresident die Küstenprovinzen bereisen, während Galliéni das Innere der Insel zur Ruhe bringen sollte) verwandt zu werden. Dies war der Grund, warum ich am 14. September, als ich die Gewißheit von der Landung des General Galliéni in Madagaskar hatte, Herrn Laroche gebeten habe, nach Frankreich zurückzukehren.“

Eine der letzten Regierungsakte Laroche's, ehe er die Zügel in die Hände seines militärischen Nachfolgers legte, war die am 27. September v. J. erfolgte Proklamierung der Aufhebung der Sklaverei, wobei der Generalresident allerdings nicht auf eigene Hand, sondern nach der aus Paris ihm gewordenen Weisung handelte. Es war das seitens der Franzosen ein höchst gewagtes Unternehmen, da die bereits auf der Insel herrschende Verwirrung und Unsicherheit dadurch nur neuen Nährstoff erhalten konnte. Handelte es sich doch um die plötzliche Emanzipierung von ungefähr 1 Million Sklaven ohne die geringste Übergangsperiode und ohne jegliche Geldentschädigung der bisherigen Sklavenbesitzer. Aber vielleicht hat die französische Regierung doch den richtigen Zeitpunkt getroffen, zu welchem die Durchführung eines in die bisher bestehende soziale Ordnung so tief einschneidenden Gesetzes überhaupt möglich war. Die Hovabevölkerung war nämlich in jenen Tagen, kurz nach dem Eintreffen des General Galliéni, von Angst und Schrecken wie gelähmt, weil die fürchterlichsten Geschichten im Volke über die Grausamkeit und Rücksichtslosigkeit des neuen Gewalthabers im Schwange gingen. So kam es denn nirgends zur Auflehnung gegen das Gesetz, und auch in den Landbezirken nahm die Bevölkerung, soweit sie nicht im Lager der Aufständischen war, die Sklavenemanzipation als ein unvermeidliches Übel ruhig hin, zur großen Verwunderung der evangelischen Missionare, die das Volk noch nicht für eine solche Radikalkur für reif gehalten hatten. Um der Bedeutung willen, die die Sklavenbefreiung auch für die Missionsarbeit hat, führen wir hier den Wortlaut jenes Gesetzes vom 27. September 1896 an:

1. Artikel. Alle Bewohner Madagaskars sind freie Wesen.

2. Artikel. Der Menschenhandel ist verboten. Jeder Kontrakt in irgend welcher Form, sei er schriftlich oder mündlich, welcher etwas über den Verkauf oder An-

kauf von Menschen enthält, ist null und nichtig, und seine Urheber werden mit einer Geldstrafe von 500—2000 Fr. und einer Gefängnisstrafe von 2 Monaten bis zu 2 Jahren belegt. Im Wiederholungsfalle werden diese Strafen verdreifacht. Sie erstrecken sich gleicherweise auch auf den Beamten, welcher überführt ist, den Kontrakt beglaubigt oder überhaupt seine Beihilfe zur Ausführung desselben gewährt zu haben.

3. Artikel. Das Höchstmäß der genannten Strafen wird jeden treffen, der Zwangsmittel gebraucht, um einen Menschen zum Zwecke des Verkaufes aus seiner Provinz hinwegzuführen, sowie den Beamten, welcher trotz seiner Kenntniß solcher Zwangsmaßregeln seine Amtsgewalt nicht dazu angewandt hat, den Vorgang zu vereiteln.
4. Artikel. Die durch die Wohlthat dieses Gesetzes freigewordenen Personen, welche sich vorher im Sklavenstande befanden, behalten den rechtmäßigen Anspruch auf den beweglichen und unbeweglichen Besitz, welchen sie von ihrem Verdienste oder auf Erbschaftswegen erworben haben. Die unbeweglichen und beweglichen Sachen in natura aber, welche sie der Freigebigkeit ihrer vormaligen Herren verdanken, können von letzteren wieder in Anspruch genommen werden.
5. Artikel. Die durch die Wohlthat dieses Gesetzes freigewordenen Personen, welche sich vordem im Sklavenstande bei Herren befanden, von denen sie sich nicht zu trennen wünschen, können, gegenseitige Übereinstimmung vorausgesetzt, bei ihren alten Herren bleiben.
6. Artikel. Frankreich verzichtet darauf, die Bevölkerung Madagaskars mit einer außerordentlichen Kriegsteuer zu belasten. Den als bedürftig anzusehenden vormaligen Sklavenbesitzern kann eine Beihilfe in Form von Landbewilligung gewährt werden.

Ein großer Teil der freigelassenen Sklaven gab sich natürlich sofort dem süßen Gefühl des Nichtsthuns hin; andere zogen schon am nächsten Tage nach Proklamierung des Gesetzes mit Sack und Pack in ihre entfernte Heimat; aber ein nicht unbedeutender Prozentsatz war gar nicht von der Freilassung begeistert, weil sie bald merkten, daß sie nun nicht mehr, wie ehemals, ihr tägliches Brot von ihren alten Herren bekamen. Da, wo ein gutes Verhältnis zwischen dem Herrn und seinen Sklaven geherrscht hatte, ist es in vielen Fällen dahin gekommen, daß der Herr seinen früheren Sklaven seine Reisäcker gegen eine Naturalabgabe zur Bearbeitung überlassen hat; so sind denn aus den Sklaven an nicht wenig Orten Pächter geworden. Es wäre übrigens ein Irrtum, wenn jemand annehmen wollte, daß nun die Sklaverei in ganz Madagaskar ein überwundener Standpunkt sei. Leider besteht sie in ihrer grausamsten Form in der Westhälfte der Insel unter den Sakalavastämmen noch weiter, welche zahlreiche aus dem Inlande geraubte eingeborene Christen in einer überaus jammervollen Knechtschaft halten, wie besonders der norwegische Missionar Nilzen-Lund auf seinen gefährlichen Fahrten durch Westmadagaskar ans Licht gebracht

hat. Es können noch Jahre hingehen, ehe auch für diese Armen mit der Unterjochung ihrer Peiniger durch die Franzosen der ersehnte Tag der Befreiung anbricht.

Die Hauptaufgabe des vom 1. Oktober v. J. ab auf Madagaskar als Generalresident und Diktator gebietenden Generals Galliéni bestand zunächst darin, den mit unheimlicher Schnelligkeit über die Binnenprovinzen — mit alleiniger Ausnahme von Südbetsileo — sich ausbreitenden Aufstand durch rücksichtslose Gewaltmaßregeln niederzuwerfen. Schon die Ankunft des Generals in Antananarivo war dazu angethan, die eingeborene Bevölkerung einzuschüchtern. Anstatt nämlich, wie es Laroché gethan hatte, der Königin zunächst seine Aufwartung zu machen, sah sich die arme gedemüthigte Frau gezwungen, selber beim General um eine Audienz nachzusuchen, worauf er dann erst seinen Gegenbesuch machte. Gleichzeitig durfte die Königin sich nicht mehr als Herrscherin von Madagaskar, sondern nur noch als Königin von Imerina unterzeichnen. Schrecken lagerte sich über Antananarivo, als auf Befehl des Generals in der Morgenfrühe des 15. Oktobers auf dem Andohalo-Platze, dem Forum der Hauptstadt, zwei der hervorragendsten Glieder der Hofaristokratie, Ratsimamanga, der Onkel der Königin, und Rainandriananampandry, der Minister des Innern, auf Grund der Anklage, mit den Rebellen im Einverständniß zu handeln, erschossen wurden.

Gegen die Aufständischen selbst verfolgte Galliéni ein neues Verfahren. Er überzog nach und nach mittelst der ihm zur Verfügung gestellten vermehrten Truppenmacht die aufständischen Provinzen mit einem dichten Netz von Blockhäusern, deren Besatzungen unter einander Fühlung halten und das Wiederauftauchen der Fahavalos nach Kräften verhindern mußten. Tagtäglich fanden in Antananarivo und in der Umgebung Exekutionen statt; jeder Eingeborene, der mit der Waffe in der Hand ergriffen oder in dessen Behausung Munition oder ein Gewehr gefunden wurde, wurde ohne Erbarmen erschossen. Um so nachgiebiger war der General gegenüber denjenigen Anhängern der Aufständischen, die sich freiwillig unterwarfen; es waren ihrer freilich nicht viel, da man der versprochenen Amnestie nicht traute. Dorfschaften, welche ausnahmsweise durch tapferen Widerstand sich die Aufständischen vom Leibe gehalten hatten, wurde zur Belohnung völlige Steuerfreiheit auf ein Jahr bewilligt.

So ist es Galliéni im letzten Vierteljahre 1896 gelungen, den eisernen Ring, mit welchem die Rebellen die Hauptstadt eingengt und vom freien Verkehr mit der Küste abgeschlossen hatten, zu durchbrechen und im

Umkreis von 50 km um Antananarivo Sicherheit und unbehinderten Verkehr zu gewährleisten. Freilich machten sich von Zeit zu Zeit die Fahavalos immer noch in sehr unliebsamer Weise bemerkbar; so hatten sie z. B. die Kühnheit, in der Nacht vom 18. zum 19. November die nur 5 Stunden von Antananarivo entfernte, den Madagassen heilige Stadt Ambohimanga zu überfallen, trotz dem dort eine französische Besatzung lag; ja es ist vorgekommen, daß einzelne Abteilungen der Rebellen Artillerie ins Gefecht geführt haben. Noch immer ist auf den wichtigen Straßen von der Hauptstadt nach Tamatave, Mojanga und Fianarantsoa der Verkehr streckenweise nur unter Militärgeleit von Blockhaus zu Blockhaus möglich, und sicherlich ist das Zurückgehen des Aufstandes auch mit auf die Einwirkung der Regenzeit zu setzen, welche die Fahavalos zu gezwungener Ruhe verurteilt. Es wäre daher leichtsinnig, schon jetzt von einer Pacificierung Madagaskars zu reden; erst wenn die nächste Trockenzeit (Mai bis September) ohne größere Ruhestörungen verläuft, kann man die französische Oberherrschaft für einigermaßen gesichert halten.

Ein kluger Schachzug der französischen Behörde ist es, daß man nach dem Grundsatz „Divide et impera“ angefangen hat, die bisherige politische Einheit Madagaskars in eine Reihe von mehr oder weniger mit Selbstverwaltung ausgestatteter Provinzen zu zerlegen; so hat Gallieni z. B. die Provinzen Imerina, Betileo, Sihanaka, Bezanozano und Betsimisaraka als gleichberechtigte Teile des Staatenbundes Madagaskar freit; jede Provinz wird unter der Leitung französischer Residenten von eingeborenen Adelsgeschlechtern verwaltet; die verhaßten Hovabeamten sind überall nach Imerina abgeschoben worden. Über den einzelnen Provinzen steht natürlich als Obermacht die Generalresidentur in Antananarivo; in den Binnenprovinzen herrscht übrigens noch der Belagerungszustand.

Auch hat Gallieni trotz der unruhigen Zeiten bereits für Hebung der Kommunikationen und für die Ausnützung der natürlichen Reichtümer der Insel manches gethan. So sind z. B. großartige Wegeverbesserungen auf den Hauptverkehrsstraßen vorgenommen worden. Auch liegt bereits der französischen Kammer das Projekt einer Fahrstraßenanlage zwischen Fianarantsoa und dem nächsten Hafen der Ostküste vor. Ein Bergwerksgesetz ermöglicht Franzosen und Ausländern die Ausbeutung der Bodenschätze. Angehörige asiatischer und afrikanischer Rassen, sowie die Madagassen selbst dürfen freilich nicht nach Mineralien graben. Seit dem 20. November 1896 hat die Regierung für Imerina außer einigen indirekten Steuern eine Kopfsteuer in der Höhe von 2 M. jedem über 16 Jahre alten männlichen Eingeborenen auferlegt. Ja seit Neujahr hat Gallieni sogar den gesetzlichen Arbeitszwang für alle diejenigen männlichen Madagassen im Alter von 16—60 Jahren eingeführt, welche weder Beamte, noch Kaufleute, Gewerbetreibende, Händler oder Grundbesitzer sind; der Arbeitstag ist zu 10 Stunden angenommen. Mit dieser Steuergesetzgebung und dem Arbeitszwang kommt die Regierung den Wünschen der französischen Kolonisten und Erwerbsgesellschaften entgegen, die sich

bisher über den Mangel an Arbeitskräften bitter beklagten. Auch will man dadurch dem Übelstande vorbeugen, daß sich frühere Sklaven beschäftigungslos im Lande herumtreiben. Inwiefern freilich diese Gesetze nun auch wirklich in den einzelnen Landesteilen bei den beschränkten Machtmitteln der Franzosen durchführbar sind, muß vorläufig noch dahingestellt bleiben.

Leider ist der Personenwechsel in der Generalresidentur Madagaskars für die evangelische Mission von verhängnisvollen Folgen begleitet gewesen. Die Jesuiten haben nämlich die Gelegenheit benützt, um eine von früher her schon vorbereitete Zwangsbekehrung der evangelischen Missionsgemeinden zur katholischen Kirche ins Werk zu setzen. Noch waren nicht acht Tage seit der Abreise Laroche's verflossen, als die Jesuiten einen Krieg bis aufs Messer — wie ein höherer französischer Kolonialbeamter ihr Vorgehen charakterisierte — gegen die evangelischen Madagassen begannen und zwar mußte ihnen gerade der Aufstand und die dadurch veranlaßte Militärdiktatur die Waffen dazu liefern. Zuerst beantragten sie bei dem Oberkommando die Entsendung von kleinen Garnisonen nach ihren von den Fihavalos bedrohten Stationen. Aber anstatt nun unter dem Schutz ihrer Landsleute ruhig Missionsarbeit zu treiben, mißbrauchten sie den Umstand, daß die betreffenden Offiziere in Ermangelung geeigneter Quartiere meist froh waren, im katholischen Pfarrhause wohnen und die Dienste der Patres als Dolmetscher in Anspruch nehmen zu können, dazu, dem Postenkommandeur alle irgendwie einflußreichen und angesehenen Glieder der evangelischen Missionsgemeinden innerhalb ihres Bezirkes als geheime Fihavalos zu denunzieren. So sahen sich dieselben Evangelischen, die wegen ihrer Weigerung, sich der heidnischen Erhebung anzuschließen, eben erst Hab und Gut in den Händen der Fihavalos gelassen und mit Not das nackte Leben gerettet hatten, mit einem Male von denen mit Kerker und Todesstrafe bedroht, welche sie als ihre Befreier begrüßt hatten. Waren so die Gemeinden ihrer Führer beraubt, so war es den Jesuiten ein leichtes, die Evangelischen mit der Drohung, daß sie ebenfalls als Rebellen verurteilt werden würden, zum Übergange zur katholischen Kirche zu bewegen. Leider finden sich unter den französischen Offizieren nicht wenige, die den Jesuiten willig den weltlichen Arm leihen, um ihre lichtscheuen Pläne auszuführen. So hat es z. B. der im Bezirke Ambatomananga kommandierende Oberst jedem, der es hören will, erklärt, daß die Religionsfreiheit wohl für alle da sei, aber daß, wer Frankreichs Wohlgefallen erringen wolle, zur katholischen Kirche übertreten müsse. Derselbe Offizier schrieb an die Bewohner eines kleinen

Dorfes einen Brief, worin er ihnen zu ihrem Übertritte zum Katholizismus Glück wünschte. Der Jesuitenpater las diesen Brief auf offenem Markte vor Hunderten von Zuhörern, die von allen Seiten herbeigeströmt waren, vor. Auch ließ er wider das Gesetz mehrere Londoner Missionsschulen schließen, unter dem Vorwande, daß die Lehrer des Französischen nicht mächtig wären. In Sabotsy hat der Kapitän, welcher die Besatzung des dortigen Fort befehligt, den Evangelischen untersagt, ihren Pastor und Lehrer, die sich vorübergehend in Antananarivo wegen Erlernung der französischen Sprache aufhielten, wieder bei sich aufzunehmen. Und doch ist jener Lehrer einer der tüchtigsten Helfer der französischen Kolonne gewesen, die er gegen die Sahavaloß geführt hat.

Räthselhaft ist Gallieni's Verhalten gegenüber diesem von den Jesuiten in Szene gesetzten Religionskriege. Auf der einen Seite erklärt er in öffentlichen Proklamationen und mündlich gegenüber den evangelischen Missionaren, daß auf Madagaskar Religions- und Gewissensfreiheit von der französischen Regierung allen ihren Unterthanen verbürgt werde; auf der andern Seite aber hat er eine Reihe von Anordnungen erlassen, die offenbar dazu dienen müssen, die evangelische Mission zu schädigen und ihren Betrieb zu erschweren. Es ist kaum denkbar, daß die Jesuiten und die klerikal gesinnten französischen Offiziere in direktem Gegensatz zu den vom General erlassenen gesetzlichen Bestimmungen über die Religionsfreiheit es wagen würden, die Evangelischen zu verfolgen, wenn sie nicht von irgend einer Seite einen Wink erhalten hätten, daß jene Proklamationen bloß ein für die Öffentlichkeit bestimmtes Blendwerk sind. Es macht den Eindruck, daß der General ebenfalls den Einfluß der Jesuiten in Paris fürchtet und darum ihrem unlauteren Treiben gegenüber die Augen zu-drückt. Wohl hat Gallieni dem Pastor Lauga gegenüber die Äußerung fallen lassen: „Ich kam hierher mit all den Vorurteilen, die wir in Frankreich gegen die englischen Missionare haben; aber je mehr ich von ihnen sehe, um so mehr Vertrauen habe ich zu ihnen“; doch will sich seine Handlungsweise nur schwer mit seinen Worten in Einklang bringen lassen.

Gleich das Schulgesetz, welches Gallieni im Oktober v. J. erließ, kehrte seine Spitze gegen die evangelischen Missionare. Dieses Gesetz verlangte, daß fortan in allen Missionsschulen Madagaskars — nicht etwa nur in den höheren Anstalten, sondern auch in den gewöhnlichen Volksschulen — die Hälfte sämtlicher Unterrichtsstunden auf den französischen

Sprachunterricht verwandt werden sollte.¹⁾ Mit Mühe erlangten die Leiter der evangelischen Missionen vom General einen Aufschub, um die nötigen Vorbereitungen zur Einübung von eingeborenen Lehrern im Französischen zu treffen. Bei den Londoner Missionaren läuft dieser Termin am 1. April, bei den Norwegern am 1. Oktober d. J. ab. In dieser verschiedenen Bemessung spiegelt sich gleichzeitig das Verhältniß wieder, welches zwischen der französischen Regierung und den evangelischen Madagaskarmissionaren herrscht; die Norweger gelten als Unterthanen einer nicht kolonisierenden Macht, politisch als unverdächtig, während man den Londoner Missionaren immer noch hochverräterische Hintergedanken unterschiebt, obgleich die Vorstände und Sendboten der Londoner Mission, ebenso wie die der Friends-Mission es nicht an Bethätigungen ihrer Loyalität gegenüber Frankreich haben fehlen lassen.

Ein anderer Gewaltakt Gallieni's gegenüber der evangelischen Mission ist die im November v. J. auf seinen Befehl erfolgte Beschlagnahme des von der Friends-Mission in den Jahren 1889—1891 mit einem Kostenaufwande von 150 000 Fr. erbauten großen Missionshospitals Isoavindriana²⁾ bei Antananarivo, derselben Anstalt, die vom Tage der Eroberung der Hauptstadt an den Verwundeten der französischen Expedition gastlich ihre Pforten öffnete. Den Betrieb des Hospitals hatten bisher die Londoner und die Friends-Mission gemeinsam; auf erstere entfiel ein, auf letztere zwei Drittel der ca. 40 000 Fr. betragenden jährlichen Unterhaltungskosten. Es ist nicht verwunderlich, daß gegenüber einem solchen feindseligen Vorgehen die Oberin der Anstalt die ihr von Gallieni im Namen der Regierung überreichte goldene Medaille — für ihre Verdienste um Pflege der Verwundeten — demselben wieder zur Verfügung gestellt hat.

Ferner hat Gallieni die Schließung der von den norwegischen und englischen Missionsärzten seit längerer Zeit gemeinsam betriebenen Medizinischen Schule angeordnet und der ärztlichen Mission dadurch neue Schwierigkeiten in den Weg gelegt, daß jeder Arzt fortan sein Doktordiplom auf einer französischen Universität sich erwerben muß. Die Regierung hat nämlich selbst eine Medizinische Schule in Antananarivo unter der Leitung des Oberarztes Nestayer ins Leben gerufen, in welcher junge Madagassen einen fünfjährigen Kursus durchmachen müssen, ehe sie

¹⁾ Um das Ungeheuerliche dieser Maßregel zu begreifen, denke man sie sich auf die Volksschulen eines europ. Kulturstaates angewendet, z. B. Frankreichs, daß das Deutsche die Hälfte des Unterrichts bilden müsse. D. H.

²⁾ Ein prächtiges Bild von diesem Missionshospitale bringt das eben erschienene 15. Heft der „Geschichten und Bilder aus der Mission“ (Halle, Buchh. des Waisenhauses. Preis 25 Pfg.) G. K.

das Recht zum Praktizieren erhalten; um für diese Schule gleich ein passendes Gebäude und ein Hospital zu haben, ist jene Beschlagnahme des Missionshospitals erfolgt.

Eine unschätzbare Hilfe finden die evangelischen Missionsgesellschaften in diesen schweren Zeiten bei der Pariser Evangelischen Missionsgesellschaft. Menschlich geredet, ist es ihr allein zu verdanken, daß die evangelische Mission in Madagaskar noch existiert. Wohl sind ihre beiden ersten Sendboten, Professor Krüger und Pastor Lauga vor Ablauf v. J. wieder nach Frankreich zurückgekehrt; aber ehe der letztgenannte Anfang November Antananarivo verließ, war bereits in dem Missionar Escande ein provisorischer Ersatz eingetroffen, der die Vermittelung zwischen der französischen Oberbehörde und den evangelischen Missionen, wie seine Vorgänger mit großem Eifer und Geschick besorgte. Mit rührender Opferwilligkeit haben sich unsere Glaubensgenossen in Frankreich bereit erklärt, die von der adeligen Jugend der Hauptstadt besuchte sogenannte Palastschule, an der Lauga bereits Unterricht erteilte, und die von ca. 30000 Kindern besuchten 800 Volksschulen der Londoner Mission in der Provinz Imerina zu übernehmen. Pastor Lauga hat bei seiner Rückkehr übrigens 8 evangelische Hovalehrer mit nach Frankreich gebracht, die dort theils in Montpellier, theils im Pariser Missionsseminar weitergebildet werden, um dann in den madagassischen Missionschulen sich nützlich machen zu können. Bereits sind auch in diesem Jahre zwei Reisegesellschaften von der Pariser Mission nach Madagaskar entsandt worden, am 10. Januar die beiden Lehrer Galland und Durand und am 25. März 3 französische Pastoren mit ihren Familien, ferner Professor Ducommun, welcher die Palastschule leiten soll, und Oberlehrer Mondain, welchem das Inspektorat über die Schulanstalten Antananarivo's zugebacht ist. Auch die arme Königin von Madagaskar hat von seiten der Vertreter der Pariser Missionsgesellschaft manche Stärkung in ihrer Bedrängnis erfahren. Die Jesuiten gedachten offenbar ihre Kampagne mit einem großen Coup abzuschließen indem sie den Versuch zur Gewinnung der Königin machten. Bald belästigte sie Bischof Cazet — in einer Woche 4—5 mal — mit seinem Besuch, bald waren es die katholischen Schwestern, die sie bearbeiteten. Man stellte ihr vor, wie sie sich bei den Franzosen beliebt machen würde, wenn sie von Zeit zu Zeit der Messe beimohne. Dieser Verkehr des Bischofs mit der Königin wurde natürlich von den Patres weit und breit für ihre Zwecke verwertet, und es herrschte eine gewaltige Aufregung unter der evangelischen Bevölkerung in Stadt und Land. Schon jubelten die

Katholiken; da zerriß die Königin das über sie geworfene Netz und hat am 15. November den Missionar Escande, das Amt als Hofprediger bei ihr zu übernehmen. Leider konnte derselbe nur durch einen katholischen Dolmetscher mit seinem Weichtkinde verkehren; auch mußte er für jeden Besuch bei der Königin sich erst 48 Stunden vorher die Erlaubnis auf der Generalresidentur erbitten, während dem Bischof kein Hindernis in den Weg gelegt ward. Jedenfalls ist es mit auf Betrieb der Jesuiten geschehen, die sich für die Vereitelung ihrer Proselytenmacherei rächen wollten, daß am 28. Februar die Königin Ranavalona ihre Hauptstadt verlassen mußte, um nach Réunion in die Verbannung zu wandern. Wer weiß, welchen Belästigungen seitens der katholischen Kirche die arme Dulderin dort ausgesetzt sein wird! Hoffentlich bleibt sie der evangelischen Wahrheit treu und macht die Anschläge der Römischen zu schanden.

Der Londoner Mission haben die Rebellen das 5 Stunden östlich von der Hauptstadt gelegene Sanatorium Ambatovory niedergebrannt; auch die von Missionar Beake in der Nähe Ambatovory gegründete Ausfägigen-Kolonie ist ein Opfer ihrer Zerstörungssucht geworden. Der Vorsteher der Kolonie, der ausfägige Evangelist David, erlitt den Märtyrertod, weil er seinen Christenglauben nicht verleugnen wollte.

Auch die Anglikaner haben die Ermordung eines Lehrers Abel in einem Vorimodorsie an der Ostküste zu beklagen. Zwei Nebenstationen im Mananzarabezirke mußten wegen den Unruhen im Herbst v. J. aufgegeben werden. Dagegen konnte Missionar Smith eine neue Station Marohita ins Leben rufen.

Die Zahl der norwegischen Missionsstationen hat ebenfalls eine Einbuße erlitten, insofern die Jahavalos am 19. September die Stationskirche und Missionsgebäude von Fiasakana niederbrannten. Auf der Südostküste hatte ein Bürgerkrieg die Arbeit zeitweise fast zum Stillstand gebracht; auch die Stationen Isalo (Baraland) und Midongy (Sakalavagebiet) mußten aufgegeben werden. Dagegen zeigte die Visitationsreise, welche Dr. Borchgrevink zusammen mit Pastor Lauga im Spätsommer v. J. durch die Provinz Betileo unternahm, daß der größere Teil der Gemeinden am Evangelium festhält. Der norwegische Missionsinspektor, Pastor Dahle, weilt gegenwärtig in Frankreich, um die Interessen seiner Gesellschaft bei der Regierung und den Evangelischen Frankreichs zu vertreten.

Im Folgenden belegen wir nun im einzelnen die von uns oben gegen die Jesuiten gerichtete Anklage der Unterdrückung der evangelischen

